

## **Vor dem Oktober: Ausgang des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts.**

### **1. Vorbemerkungen**

Während Peter Sinner 1926 in seinem Artikel „Die Literatur der Wolgadeutschen“ darauf hingewies, dass am Ausgang des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts „auf dem Gebiete der schönen Literatur“ eine Reihe von Publikationen entstanden war, und in diesem Zusammenhang F. Wahlberg, A. Lonsinger, D. Kufeld, Hieronymus, G. Beratz, A. Hunger, E. Kufeld (Gibraltar) nennt, betont er gleichzeitig, dass „alle diese Schriftsteller den Stoff zu ihren Werken aus dem Leben der Wolgadeutschen genommen haben“.<sup>1</sup> „Von den heutigen Schriftstellern“ erwähnt P. Sinner vor allem F. Bach. Da auf das Leben und Schaffen von Hieronymus (J. Kruschinsky), G. Beratz, A. Hunger und D. Kufeld bereits eingegangen worden ist, wird in diesem Kapitel das Werk von F. v. Wahlberg, A. Lonsinger, und F. Bach zur Sprache kommen. Außerdem wird das Schaffen von E. v. Liphart und A. Emich umrissen werden.

Obwohl W. Schneider zufolge „von einem Volksstamm“, der nicht im sicheren Besitz der Literatursprache ist, keine schriftstellerischen Leistungen zu erwarten“ seien,<sup>2</sup> bestreitet er nicht, dass im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts einige nennenswerte „wolgadeutsche Romane“ erschienen sind.<sup>3</sup> Diese Romane - „Christian Bode“(1910), „Mennoniten“(1912), „Die Mordinsel“ (1914) und „Laili Sultaneh“ (1919 -, die allesamt aus der Feder von **Carl Ferdinand Emanuel von Wahlberg** stammen, sieht er als Zufall an,<sup>4</sup> während K. K. Klein von „Erzählungen“ spricht, die „das Geheimnis des seltsam herben Zaubers, der von diesem Volksschriftsteller ausgeht, enthüllen.“<sup>5</sup>

Für W. Schneider ist F. v. Wahlberg außerdem „auf Grund seines außergewöhnlichen Lebenslaufes“ nicht nur ein „Zufall“, sondern auch eine „Ausnahme“ und „ein gediegener, wenn auch künstlerisch nicht hoch zu bewertender Erzähler“.<sup>6</sup> Alle nennenswerten Künstler sind gewissermaßen „ein Zufall und eine Ausnahme“. Aber in Bezug auf die Wolgadeutschen, deren Gesamtzahl niemals die Millionengrenze überschritten hat, und die selten ein normales menschliches Leben, geschweige denn ein literarisches, führen konnten, trifft Schneiders Behauptung ohne weiteres zu. Es ist überhaupt zu bewundern, dass diese Volksgruppe solche literarischen Koryphäen wie Eduard Huber und Boris Pil'njak (Wogau), um nur die wichtigsten zu nennen, hervorgebracht hat.

Wahlberg ist zweifellos einer der prominentesten wolgadeutschen Schriftsteller. Er selbst betrachtete seine „schlichten Arbeiten“ als „kindliche Liebesgaben eines Sohnes der Steppe dem Volk, in dessen Mitte er das Licht der Welt erblickt hatte“.<sup>7</sup> Für P. Sinner ist er „der größte Dichter der Wolgakolonien, der einzige einstweilen, der sich einen Namen in der großen Literatur errungen hat...“<sup>8</sup> Doch G. Fittbogens Behauptung, Wahlberg sei der „erste

---

<sup>1</sup> SINNER, P., 1923, S. 14. *Sich selbst erwähnt P. Sinner in diesem Artikel lediglich als Verfasser - in gemeinsamer Urheberschaft mit J. Erbes - des Beitrags „Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgakolonien“.* Sein Schaffen sowie das von E. Kufeld u. a. werden daher im nächsten Kapitel angesprochen werden.

<sup>2</sup> SCHNEIDER, W., S. 55.

<sup>3</sup> Während E. v. Wahlberg seine deutschen Bücher, die ausnahmslos in Deutschland erschienen sind, als „Erzählungen“ versteht, bezeichnen sie W. Schneider, K. K. Klein und A. Engel-Braunschmidt (so in ihrem Beitrag „Kaiser, Pfaffe und Kulak“, S. 49) als Romane, was sie aus meiner Sicht auch sind.

<sup>4</sup> SCHNEIDER, W., ebenda.

<sup>5</sup> KLEIN, K.K., S. 213-214.

<sup>6</sup> SCHNEIDER, W., S. 57.

<sup>7</sup> WAHLBERG, F. v., 1923, S. 10-11.

<sup>8</sup> SINNER, P., 1956, S.156.

deutsche Dichter von der Wolga gewesen“,<sup>1</sup> scheint jedoch nicht zuzutreffen und sorgt sogar für Verwirrung.: Wie bereits gezeigt worden ist, wurde der erste wolgadeutsche Dichter mindestens hundert Jahre vor Wahlberg geboren.<sup>2</sup>

Was den „reichsdeutschen“ Literaturwissenschaftler K. K. Klein angeht, so sind für ihn Wahlbergs Romane schlicht und einfach „provinziell“. Aber diese Einschätzung ist tendenziös und einseitig. Die Merkmale, die er an Wahlbergs Werke anlegt, veranschaulichen das in aller Deutlichkeit, vgl.:

/.../ von Rasse, Glauben, Volkstum ist kaum die Rede – geschweige denn von Rassenschande... Seine Erzählungen haben mit dem dichterischen Blut- und Bodenzauber unserer Zeit nichts zu tun.<sup>3</sup>

Und in dieser Hinsicht hat Klein natürlich Recht. Mit diesem „Zauber“ haben die „Erzählungen von Wahlberg nichts zu tun.

Es ist in diesem Zusammenhang erstaunlich, dass F. Schiller, der bekannte sowjetische Literaturwissenschaftler wolgadeutscher Herkunft, Wahlbergs Romane – sicherlich aus anderen Gründen - als „provinzielle Heimatliteratur“<sup>4</sup> bezeichnet. W. Ekkert geht noch weiter. Er gibt zwar zu, dass die Romane von F. Wahlberg „viel gelesen wurden“ und „sprachlich und künstlerisch über der Mehrzahl der geistigen Produktion standen“, ordnet sie aber der „pfäffisch-kulakischen“(!) Literatur zu.<sup>5</sup> Obwohl diese Literatur „bürgerlich-liberale Züge“ oder auch „kleinbürgerlich-demokratische Tendenzen“ aufweisen würde, hätte sie Ekkert zufolge doch:

/.../ die Autorität der Kirche und die kapitalistische Entwicklung im deutschen Dorf unterstützt und sich bemüht, die deutschen Werktätigen vom Klassenkampf fernzuhalten.<sup>6</sup>

So verstellten einige wolgadeutsche Akademiker – bewusst oder unbewusst - ihren Landsleuten mit aufgezwungenen ideologischen Klischees den Weg zu eigenem Kulturerbe und eigener Tradition,<sup>7</sup> denn das zum „pfäffisch-kulakischen“ abgestempelte literarische Werk hatte in Sovetrussland kein Existenzrecht. Dessen Autor des Öfteren auch.

K. K. Klein räumt aber auch ein, dass das „Wolgadeutschtum des Vorkrieges“<sup>6</sup> im deutschen Schrifttum doch so „fassbar und lebendig“ dargestellt worden sei, „wie andere Siedlergruppen immer“, was F. v. Wahlberg zu verdanken sei, der, obwohl selbst kein Kolonist, dem „deutschen Siedlertum“ körperlich und seelisch nahe verbunden war.<sup>7</sup> Wahlbergs Leben und Werk Schaffen wird nachstehend eingehender ertört.

Über **Emmy von Liphart**, geb. Jordan, ist wenig bekannt. Dem Verzeichnis der evangelischen Pastoren des Kirchspiels Balzer ist lediglich zu entnehmen, dass ihr Vater, Friedrich Gottlieb Jordan, ab 1857 bis zu seinem Tode im Jahre 1887 in Balzer Pastor gewesen ist.<sup>8</sup> Über Emmy Jordans Mutter und Geschwister ist nichts bekannt.

In kritischen Betrachtungen über die Literatur der Wolgadeutschen sucht man in der ehemaligen Sowjetunion die Namen Emmy Jordan oder von Liphart vergebens. Ihre „Dorfgeschichten“ werden nicht einmal mit einem flüchtigen Vermerk gewürdigt, was möglicherweise damit zusammenhängt, dass es der Verfasserin genannter „Geschichten“ wie auch immer gelang, der bol’shevistischen Falle zu entkommen, indem sie ins Ausland geflohen

---

<sup>1</sup> FITTBOGEN, G., S. 5-6.

<sup>2</sup> KORN, R., 2014.

<sup>3</sup> KLEIN, K.K., S. 214.

<sup>4</sup> Zit. nach A. Ritter, 1995, S. 62

<sup>5</sup> EKKERT, W., 1986/2, S. 261.

<sup>6</sup> EKKERT, W., ebenda

<sup>7</sup> ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1986, S. 61.

<sup>6</sup> Gemeint ist der erste Weltkrieg.

<sup>7</sup> KLEIN, K.K., 1939, S. 212-213.

<sup>8</sup> SCHNURR, J., S. 147, linke Spalte; S. 193, rechte Spalte.

war. Darüber hinaus konnten ja die „Dorfgeschichten“ schon auf Grund der Herkunft ihrer Verfasserin der Sparte „Pfaffenliteratur“ zugeordnet worden sein. Und in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich daran nichts geändert. In der Bundesrepublik sieht es übrigens nicht viel anders aus. In den Lexika und kritischen Beiträgen, die uns zugänglich gewesen sind, wird E. v. Liphart nicht erwähnt. Eine Ausnahme bildet die Bibliographie von K. Stumpp, der die „Dorfgeschichten“ im „Verzeichnis der Bücher über das Deutschtum in Russland, die in englischer oder deutscher Sprache in Übersee (USA, Kanada und Südamerika) erschienen sind“, anführt.<sup>1</sup>

1909 veröffentlichte E. v. Liphart unter ihrem Mädchennamen in der „Deutschen Volkszeitung“ in Saratov die Erzählung „Im Schweiß deines Angesichts“.<sup>2</sup> Das lässt darauf schließen, dass die Verfasserin zumindest ihre Jugendjahre an der Wolga verbracht hat. Das Wolgagebiet verließ sie wohl vor oder kurz nach dem bolschewistischen Umsturz von 1917 in Richtung USA, denn ihr einziges Buch, das sie ihren Enkeln Ronald und Reginald Kufeld „zur Erinnerung an die Heimat ihres Vaters“ gewidmet hatte, veröffentlichte sie 1924 schon in Chicago unter dem Namen Emmy von Liphart.<sup>3</sup> Ob der Familienname ihrer Enkel auf die Verwandtschaft mit David Kufeld, dem Verfasser des „Küster Deis“, hinweist, bleibt im Dunkeln.

Ein anderer Volksmann lebte ständig in Saratov. In der obersten Wohnung eines hohen Hauses auf einem Uferberg. Damit er über den Strom blicken konnte. Im viele Werst breiten Frühjahrswasser die Wolgafähre zwischen zwei Erdteilen hin und her schwimmen zu sehen, wie sie die Ufer miteinander verbindet, Menschen hinüberbringt, das war ihm Erholung und Besinnung in diesem Krieg, der die ganze Welt auseinander riss, und am schmerzlichsten Russland und Deutschland,<sup>4</sup>

schrieb G. Löbsack in seinem 1936 erschienenen Roman. Beim Namen nannte er aber den „Volksmann“ zunächst nicht. Als er sich jedoch über den Stand der wolgadeutschen Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts äußerte, wurde er deutlicher, vgl.:

Unsere Literatur war erst im Entstehen. Fünf oder sechs Bücher, etliche kirchliche, das war alles. Aber in Saratov lebte August Lonsinger, Mittelschullehrer und Volkserzähler. Seine Erzählungen ‚Hüben und drüben‘ und ‚Nor net lopper g’gewa‘ hatten ihm an der Wolga und bei unseren Landsleuten in Amerika einen Namen gemacht.<sup>5</sup>

G. Löbsack gibt also namentlich lediglich A. Lonsinger an und betont auch dessen Bekanntheit, während er die Verfasser der „fünf oder sechs Bücher“ nicht einmal erwähnt. Doch Lonsinger machte sich nicht nur mit den von Löbsack genannten „Erzählungen“ einen Namen. Er veröffentlichte um die Jahrhundertwende in den wolgadeutschen Zeitungen und Zeitschriften viele Artikel, Skizzen, Reportagen, Erzählungen, Novellen und schrieb auch Gedichte, die 1907-1910 in der „Deutschen Volkszeitung“ publiziert wurden. Einige seiner Werke verfasste Lonsinger in „Wolgadeutsch“ und seine literarischen Figuren ließ er gern in ihrer heimischen Mundart sprechen, vgl.:

---

<sup>1</sup> STUMPP, K., 1980, S. 83.

<sup>2</sup> JORDAN, E. v., 1909, S. 11-12.

<sup>3</sup> LIPHART, E. v., 1924. *Von Lipharts sind ein altes baltendeutsches Adelsgeschlecht. In der „Literaturgeschichte des deutschen Volkes“ wird auf S. 106-107 der Dorfpater Karl Eduard von Liphart (1808-1891) erwähnt, der „einer der ersten Kunstkenner seiner Zeit gewesen sein soll. In seinem Dorpater Heim hatte er wertvolle Kunstgüter angesammelt, und „als er schließlich nach Florenz zog, wurde er für die Stadt im Kleinen das, was Wilhelm von Humboldt einst für Rom bedeutet hatte. Emmy Jordan heiratete vermutlich einen Vertreter dieses Geschlechts. Aber ob sich daraus eine direkte Beziehung zu K. E. Liphart ableiten lässt, konnte bisher nicht herausgefunden werden. fraglich*

<sup>4</sup> LÖBSACK, G., S. 65.

<sup>5</sup> LÖBSACK, G., S. 82

„Meiner Seel, du hoscht recht, Kend!“, bestätigte der Vater, nachdem er ins Freie getreten war und nach dem Starenhäuschen geschaut hatte: „No jetz wird's g'wiss Frühjohr! Lehrer, hätt Ihr die Stara a'ch schon g'seh?“, rief er dem aus dem Hause hervortretenden Walker entgegen, dabei fröhlichen Antlitzes mit der Rechten nach dem Stalldach zeigend; „s wird doch mol wärmer wer'n, desjohr hot's dr Wenter hart g'hala, bis r nochgewa hot!“.

Während A. Ritter den „sozialkritischen Erzählungen von A. Lonsinger und D. Kufeld“<sup>1</sup> lediglich „eine gewisse Bedeutung“ attestiert, klassifiziert R. Keil das Schaffen von A. Lonsinger als „Durchbruch der literarischen Schallmauer“.<sup>2</sup>

Die Ansicht J. Warkentins, Lonsinger hätte „das harmonische Neben- und Miteinander der zwei Sprachebenen nicht hingekriegt“,<sup>3</sup> ist aus unserer Sicht nicht zutreffend. Und der Auszug aus Lonsingers Roman „Nor net lopper g'gewa“, der in Warkentins „Textsammlung prangte“, ihn auf die Palme brachte und „kein bisschen Appetit auf mehr machte“,<sup>4</sup> ist allem Anschein nach dem Beitrag von W. Ekkert und R. Köln entnommen worden, vgl.:

Man sieht gleichsam den Sprechenden, wie er schlau dreinschaut, blinzelt, den Blick hinter buschigen Brauen oder einer Rauchwolke verbergend, oder wie der ‚dummkluge‘ Dorfvorsteher Dummheiten drischt und dabei zum Schreiber hinschiel: Gott behüte, was werden der Natschalnik und die Dorfreichen dazu sagen! Oder wie des Pastors Hass Wogen schlägt und aus den Augen quillt, oder was dem Schulmeister die Hasenangst vor dem Pastor aus dem Magen in die lauenden Augen steigt, oder wie der Vetter Gottfried unverfroren sein ‚Ropp-Zopp‘-Märchen vorlügt und fast selbst daran glaubt.<sup>5</sup>

Für J. Warkentin ist das „ein passables Streiflicht aus dem Dorfalltag, besonders aufschlussreich hinsichtlich der Rollenverteilung im Haushalt, jedoch keine Spur von Charakterzeichnung, /.../“<sup>6</sup> Aber warum muss das hier unbedingt sein? Wozu diese verbale Kraftmeierei? Sind diesem Auszug nicht die Kenntnisse des Lebens aller Schichten der wolgadeutschen Bevölkerung zu entnehmen, die es dem Verfasser ermöglichen, die Wirklichkeit wahrheitsgetreu darzustellen? Und stellt er hier nicht vorzüglich den Sinn des wolgadeutschen Bauern für Humor dar? Oder sind das keine Charakterzüge?

Dass die „überschwängliche Lobpreisung“ des Schwankes „Ropp-Zopp“ J. Warkentin reizt und ihn „die Leere der Schnurre anödet“,<sup>7</sup> nimmt sich ebenfalls etwas frappierend aus.

Auf Grund der literarischen Veröffentlichungen von Lonsinger nach der „Oktoberrevolution“ vermuten Ekkert und Köln, dass er beabsichtigt habe, in einer Reihe von Werken „die Geschichte der Wolgadeutschen fortzusetzen“.<sup>8</sup> Und die Reihenfolge, in der Lonsingers literarische Werke das Licht der Welt erblickt haben, lässt tatsächlich darauf schließen, dass diese Annahme berechtigt ist. So bezieht sich die erzählte Zeit in „Philipp Jab“ auf den Zeitraum vor dem Ersten Weltkrieg, die Erzählung „Wandlungen“ gilt der Revolutionszeit und „Dein Versprechen“ ist dem Bürgerkrieg gewidmet. Danach wendet er sich in dem seinerzeit populären Schwank „Ropp-Zopp“, der in den 1960er und 1970er Jahren in der deutschen Presse mehrmals gedruckt wurde,<sup>9</sup> erneut der Vorrevolutionszeit zu.

**Adam Emich** begann seine literarische Tätigkeit bereits vor 1917. In der Wolgarepublik war er nicht nur als Lyriker, Prosaschriftsteller, Redakteur und Pädagoge bekannt, sondern auch als Politiker. Er veröffentlichte in den Zeitungen „Nachrichten“, „Wolgadeutsches Schulblatt“, „Der Kolonist“, „Deutsche Volkszeitung“ und in diversen Chrestomathien.<sup>10</sup>

---

<sup>1</sup> Dem Verfasser des vorliegenden Aufsatzes sind keine Erzählungen von D. Kufeld bekannt.

<sup>2</sup> KEIL, 1982/84, S. 71.

<sup>3</sup> WARKENTIN, J., S. 57.

<sup>4</sup> WARKENTIN, J., S. 57-58.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 236

<sup>6</sup> WARKENTIN, J., wie Anm. 4.

<sup>7</sup> WARKENTIN, J., S. 57.

<sup>8</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 24.

<sup>9</sup> So z. B. in HW, 1981/2, S. 263-269; KOL'NIJER (A. Lonsinger), 1993.

<sup>10</sup> PATAK, A.

Nachdem er 1930 zum ersten Mal verhaftet worden war, verstummte seine Stimme. Aus der Zeit von 1930 bis 1937 sind nur Gedichte überliefert, die er in der Haft geschrieben hat. In einem seiner im Gefängnis verfassten Gedichte heißt es: „Wann schlägt die Stunde, wo sich alles wend't? Sie muss doch endlich einmal sein!“ Für ihn hat diese Stunde niemals geschlagen. 1937 wurde er in Ufa im Gefängnis erschossen.

1969 erschien in Alma-Ata der Gedichtband „Lenin s nami“ (Lenin mit uns), der mit den Versen „Schneeflöckchen“ von Demjan Bednyj in der Nachdichtung von **Franz Bach** eingeleitet wird, vgl.:

Bedeckt sind schon des Wildes Fährten  
seit gestern mit dem weißen Flaum,  
doch fallen, fallen noch die Flöckchen  
auf den verträumten Tannenbaum.  
In tiefer winterlichen Trauer  
die Dörfer schweigen weit und breit.  
Und diese tiefe Wintertrauer  
gemahnt an noch viel tiefres Leid...  
An jenem grauen Wintertage  
war alle Welt von Schmerz gebannt,  
sogar des Winters Hauch erstarrte  
vor Schrecken über Meer und Land.  
Ich werde nie das Bild vergessen:  
den langen, langen Trauerzug,  
der Riesenmenge Schmerz und Klage,  
als Lenin man aus Gorki trug.  
Der Trauerzug bewegt sich vorwärts.  
Der Zug, der unsren Lenin barg,  
und endlos fielen, fielen Flöckchen  
liebkosend auf des Führers Sarg.<sup>1</sup>

Ein Jahr später erblickte in Moskau eine andere Auslese sowjetdeutscher Poesie und Prosa das Licht der Welt, die mit dem Poem „Die Erstürmung von Perekop“ von F. Bach eröffnet wird, das er 1920 verfasst und wie folgt abgeschlossen hat:

Also teilten rote Recken  
Hiebe aus an weiße Banden,  
die sich frech vergriffen hatten  
an befreiten Sowjetlanden. /.../.<sup>2</sup>

Der Vollständigkeit halber muss hier darauf hingewiesen werden, dass F. Bach von Lenins Tod so angerührt war, dass er nicht nur das Lenin-Gedicht von D. Bednyj übersetzte, sondern auch selbst zwei weitere Gedichte verfasste, die diesem Ereignis gewidmet waren. Das erste – „Auf Lenins Tod“ – wurde in der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ am 31. Januar 1924 veröffentlicht, also zehn Tage nach dem Tod Lenins. Hier die letzte Strophe dieses Gedichts:

Genosse Lenin ist ja tot!  
Er ist zur Ruh' gegangen;  
Darob lasst uns nicht bangen!  
Das helle, goldne Morgenrot,  
Sein ewig lichter Genius,  
Wird immer bei uns wohnen bleiben  
Und alle Nacht ringsum vertreiben.  
Das Kapital, das gift'ge, muss  
Als Feind der Menschheit selbst am Schluss  
Sein Todesurteil unterschreiben.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> BACH, F., 1969.

<sup>2</sup> BACH, F., 1970.

<sup>3</sup> BACH, F., 1924.

Das zweite Gedicht – ebenfalls „Auf Lenins Tod“ – wurde in der gleichen Zeitschrift zwei Jahre später, und zwar am 24. Januar 1926, gebracht. (Lenin starb am 21. Januar).

F. Bach gilt neben G. Luft nicht umsonst als einer der Begründer der „sovjetdeutschen Literatur“, einer Literatur, die auf den Prinzipien des „sozialistischen Realismus“ fußt und angeblich eine Zäsur in der „Kultur“ der einstigen Russlanddeutschen darstelle.<sup>1</sup>

Die genannten Tatsachen haben D. Wagner 1974 darauf schließen lassen, dass Franz Bach „keine historisch überlebte Stufe der sowjetdeutschen Literatur“ sei, er bestehe in seinen Werken fort, greife mit ihnen in das geistige Leben unserer Tage.<sup>2</sup> D. Wagner meint es ehrlich, und zu Beginn der 1970er Jahre dachten viele Wolgadeutsche nicht anders. Heute kann sich an F. Bach kaum noch jemand erinnern.

## **2. Wahlberg, Carl Ferdinand, von (1847-1920)**

### **2.1. Der Lebenslauf**

F. Israel, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Helsingfors als evangelisch-lutherischer Pfarrer tätig war, erinnert sich:

Einmal kam aber wenige Minuten (am „kaiserlichen Feiertag“ – Anm. des Verfassers. **R.K.**) nach elf Uhr ein Wagen mit russischem Kutscher vorgefahren, und ein untersetzter, reich mit Orden geschmückter älterer Herr entstieg ihm und rüttelte vergebens an der Kirchtür.<sup>3</sup> Im Pfarrhaus holte er sich dann den Bescheid, dass er seit Jahren der erste und einzige Besucher eines Gottesdienstes an einem kaiserlichen Tage sei.<sup>4</sup>

Das war Ferdinand von Wahlberg, den man in Helsingfors „alter Doktor“ nannte. Er verbrachte seinen Ruhestand in Erikshof, einem seiner kleinen Güter. F. Israel zufolge war Wahlberg nicht nur „Doktor und Schriftsteller“, sondern auch ein guter Landwirt. Sein Gut vermachte er übrigens dem Kirchspiel Kyrkflätt mit der Bedingung, dass dort eine landwirtschaftliche Schule für die schwedische Küstenbevölkerung im südlichen Finnland eingerichtet würde. Das ist das Schicksal eines Auslandsdeutschen, der in drei Welten zu Hause war. Sein Beruf führte ihn in das damalige russische Weltreich. Sein Heim hatte er in Finnland. Aber seine Liebe und Sehnsucht galt der ‚deutschen‘ Heimat an der Wolga, dem Jugendparadies des lutherischen Pfarrhauses in der Steppe“.<sup>4</sup>

Carl Ferdinand von Wahlberg erblickte das Licht der Welt am 18. September 1847 in Katharinenstadt in der Familie des lutherischen Pastors Karl Friedrich Wahlberg,<sup>5</sup> der ins Wolga-Gebiet aus Finnland gekommen und von 1821 bis 1877 in Katharinenstadt Pastor war.<sup>6</sup> Seine Mutter, geborene Anna Dorothea Elisabeth Buck, stammte einem „miteingewanderten“ Pastor ab.<sup>7</sup> Ihr Vater, Johann Heinrich Buck, war ebenfalls evangelisch-lutherischer Pastor in Katharinenstadt (1794-1820) und Rosenheim (1820-1831).<sup>8</sup> Der Roman „Christian Bode“ lässt darauf schließen, dass Wahlbergs Großmutter mütterlicherseits den Namen Bode führte.

---

<sup>1</sup> KONTSCHAK, E., 1975, S. 10; RITTER, A., 1975, S. 49.

<sup>2</sup> WAGNER, D., S. 93.

<sup>3</sup> D. i. die deutsche Kirche in Helsingfors. Als Finnland zum Russischen Reich gehörte, musste auch die deutsche Kirche in Helsingfors die so genannten „kaiserlichen Feiertage“ – die Geburtstage des Kaisers und Thronfolgers, der Kaiserin und der Kaiserin-Witwe - mitfeiern.

<sup>4</sup> ISRAEL, F., S. 4.

<sup>5</sup> In seinem letzten Roman „Laili Sultaneh“ gab Wahlberg den Vornamen seines Vaters dem würdigen Probst und Pastor Karl Friedrich Fels zu Altdorf.

<sup>6</sup> SCHNURR, J., S. 178, linke Spalte; S. 195, rechte Spalte.

<sup>7</sup> SINNER, P., 1924, S. 115.

<sup>8</sup> SCHNURR, J., S. 128, rechte Spalte..

W. Schneider zufolge war Wahlberg Sohn „einer Deutschen und eines Finnländers“.<sup>1</sup> Für A. Moritz also Sohn einer Deutschen und „eines Finnen“.<sup>2</sup> In Wirklichkeit war Wahlbergs Vater ein Schwede aus Finnland. Wie dem auch sei, im Elternhaus des Schriftstellers in Katharinenstadt wurde nachweislich nur deutsch gesprochen. Auch in Finnland soll es nicht anders gewesen sein,<sup>3</sup> worauf unter anderem Wahlbergs Bericht über seine Unterhaltung mit einem „reichsdeutschen“ Philologen schließen lässt, die in Helsingfors stattgefunden hat, vgl.:

/.../ es hatten sich ein Reichsdeutscher und ein Wolgadeutscher getroffen, und es stellte sich heraus, dass beide Fremde im Lande waren und in vielem ähnlich fühlten. In mir war das Heimatgefühl erwacht, und ich erfuhr eine geistige Rückkehr zur Heimat, zur Steppe, zum Elternhaus und meinen Kindheitsjahren. Es war mir mit einemmal, als hätte die große weite Steppe mit ihrer tiefen Stille, ihrer Frühlingspracht, ihrer Sommersonne, ihrem Herbstgrau und Wintersturm mir ihre Arme eröffnet und mir Schätze geistiger Anregung erschlossen. Vater und Mutter, Geschwister und die biedereren Leute der Steppenkolonien, alle traten sie in einem Wunderring um mich, als wollten sie mir zurufen: Bisher hast du der Kulturwelt gedient, du hast dem Volk und dem Land deiner Bildung dein Schaffen gewidmet – komm nun zu uns, du brauchst ja nur das, was auf dem Herzblatt deiner Seele geschrieben steht, abzuschreiben, um uns ein Gedenkblatt für kommende Zeiten zu schaffen. – Ja, ja, das will ich tun! Jubelte es in meinem Innern ihnen entgegen, und so gehörte meine Feder fortan der Heimat. So entstanden nach und nach die Erzählungen aus den deutschen Kolonien an der Wolga und auf der Steppe.<sup>4</sup>

Ich habe mir diese lange Passage erlaubt, weil sie aus meiner Sicht eindeutig Wahlbergs Bekenntnis zu seiner Wolgaheimat belegt, die er sogar „mein kleines Deutschland“ nennt.<sup>5</sup> Diese Absicht des Schriftstellers lässt sich auch in seinem Kunstmärchen „Wie die Heimatliebe geboren wurde“ erkennen, das er von Frau Pastorin Waassing ihrem Sohne, einem Garde-Offizier, in ungetrübter Form schildern lässt. Warum für J. Warkentin „die doppelte Einrahmung“ dieses „Phantasiestücks“ in den Müll gehört,<sup>6</sup> bleibt mir verschleiert. Begründet hat er es jedenfalls nicht.

Wahlberg verfasste dieses „Märchen“ als einen Beitrag für das von J. Brendel und P. Sinner geplante Jahrbuch zum hundertfünfzigjährigen Wiederkehr der deutschen Einwanderung an die Wolga. Er gesteht, dass ihm das Märchen „sozusagen selbst aus der Feder“ floss. Der Krieg machte jedoch das Erscheinen des Jahrbuches „unmöglich“. Es wurde daher in der „Deutschen Volkszeitung“ gedruckt, die kurz darauf geschlossen werden musste. .

W. Schneider behauptet, dass Wahlberg mit seinem „Märchen“ das Ziel verfolgt habe, „das durch Zeit und Abstand geschwächte Band zwischen den Wolgadeutschen und dem Deutschtum ihrer Urheimat zu stärken, ihr Bewusstsein, dass sie dem Deutschtum in der Welt angehören, aufzufrischen“.<sup>7</sup> Aus meiner Sicht liegt hier ein Missverständnis vor. Der von Schneider zitierte Gedanke Wahlbergs bezieht sich nicht auf das genannte Märchen, sondern auf „eine letzte Arbeit“, die er schreiben wollte, aber nicht mehr schreiben konnte, vgl.:

Ein Ziel, das ich mit einer letzten Arbeit zu erreichen gewünscht hätte, nämlich das durch Zeit und Abstand geschwächte Band zwischen den Wolgadeutschen und dem Deutschtum ihrer Urheimat zu stärken, ihr Bewusstsein, dass sie dem Deutschtum in der Welt angehören, aufzufrischen, ist mir in unserer unruhigen Zeit versagt geblieben – vielleicht bringt es die Zukunft.<sup>8</sup>

Die Zukunft brachte es offensichtlich nicht. Sie brachte die Sehnsucht nach der Wolgasteppe, sie brachte Wahlberg wieder zu den Stätten seiner Kindheitserlebnisse. Fortan

---

<sup>1</sup> SCHNEIDER, W., S. 56.

<sup>2</sup> MORITZ, A., S. 186.

<sup>3</sup> KLEIN, K.K., S. 213.

<sup>4</sup> WAHLBERG, F., 1923, S. 10.

<sup>5</sup> WAHLBERG, F. v., wie Anm. 4.

<sup>6</sup> WARKENTIN, J., S. 69.

<sup>7</sup> SCHNEIDER, W., S. 56.

<sup>8</sup> WAHLBERG, F. v., 1923, S. 11.

waren seine schriftstellerischen Bemühungen nur noch von der Heimatliebe diktiert und in der Muttersprache verfasst. P. Sinner bringt diesen Wandel auf den Punkt, vgl.:

„(...) Im Lebenskampf, im Ringen und Wirken mag ihn wohl mitunter eine flüchtige Sehnsucht nach der Wolgasteppe erfasst haben. Aber er gab sich diesen Gefühlen nicht hin, solange er wirkte. (...) Erst als er ausgewirkt hatte, als die Sechzig überschritten waren, als er auf ein taten- und erfolgreiches Wirken zurückschauen und sich in den Ruhestand setzen durfte, da packte es ihn, da zog es ihn mit tausend Fäden hin, in die Wolgasteppe, dahin, wo er seine goldene Kindheit verträumt hatte. (...) Er reiste hin, in die Wolgasteppe, besuchte die Gräber seiner Lieben, alle die Gegenden, wo er sich als Knabe herumgetummelt hatte. Und es ward um ihn geschehen. Jetzt gehörte er wieder ganz der Wolgasteppe. (...) Sein Schriftstellertum hatte ihm manche berühmte Freundschaft eingebracht: H. Ibsen, B. Björnson, G. Geijersram zählten zu seinen persönlichen Freunden. Jetzt zog er sich aus dieser großen Welt zurück und lebte den Rest seines Lebens nur noch dem Lande seiner Kindheit, dem Lande seiner heiligen Träume (...)“.<sup>1</sup>

Ich bin darüber hinaus der Meinung, dass hier die Ergänzung angebracht ist, Wahlberg habe in seinen Werken nicht nur das „Leben und Weben“ der Wolgadeutschen thematisiert, sondern auch das Neben- und Miteinander der Wolgadeutschen, Russen und Kasachen.

## 2.2. Beginn der literarischen Tätigkeit

Nach dem Aufenthalt in Deutschland schlug Wahlberg eine Laufbahn als Militär-Arzt im finnländischen Heer ein. Er beteiligte sich am russisch-türkischen Krieg, der 1877 ausgebrochen war, und stieg während der Kriegshandlungen zu einem der fähigsten Gehilfen des großen russischen Gelehrten, Chirurgen und Pädagogen, einem der Begründer der Feldchirurgie, Prof. N. I. Pirogov auf. Über diese Zeit schrieb er:

Mit mir selbst war durch den Krieg eine tiefe Umwandlung vor sich gegangen, indem ich bei weitem mehr Soldat als Arzt geworden war. Dabei galt von nun an mein größtes Interesse dem finnischen Militär, das laut der Vorlage des Kaisers Alexander II. auf dem Landtag von 1877-78 von den Ständen genehmigt worden war und jetzt Wirklichkeit werden sollte.<sup>2</sup>

Beim Ausrücken zum Kriegsschauplatz ersuchte der Chefredakteur der Zeitung „Helsingfors Dagblad“ den Militärarzt Wahlberg, an ihn für seine Zeitung hin und wieder Briefe vom Kriegsschauplatz zuzusenden, was Wahlberg dann auch tat. Nach beendetem Feldzug, regten ihn diese Briefe dazu an, seine Erinnerungen aus dem Kriege zusammenzufassen und als Buch – in Schwedisch - unter dem Titel „Frän en härfärd till Turkiet“ (Von einer Heerfahrt nach der Türkei) herauszugeben. Da Wahlbergs Kriegskameraden ihn bei der Arbeit am Buch unterstützten, indem sie ihm Militärkarten der Schlachten, an denen sie teilgenommen, sowie Bilder aus der Türkei zur Verfügung gestellt hatten, erfuhr das Buch in Finnland und Schweden eine hohe Resonanz.

In der Nachkriegszeit wurde Wahlberg Oberarzt im finnländischen Heer und gab gleichzeitig die Zeitschrift „Finsk Militär Tidskrift“ (Finnische Militärzeitschrift) heraus. Und nachdem das finnländische Heer aufgelöst worden war, bekleidete er das Amt des Direktors der Medizinalabteilung im Kultusministerium.<sup>3</sup> An der Spitze dieser Behörde stand er fast volle dreißig Jahre lang und wurde 1904 geadelt. Gleichzeitig betätigte er sich nach wie vor wissenschaftlich und ließ seinen früheren eine ganze Reihe weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen auf medizinischem Gebiet folgen. In den Mußestunden ging er seinen dichterischen Neigungen nach, wirkte als Bühnendichter und war vorübergehend sogar Direktor des schwedischen Theaters in Helsingfors. Er verfasste eine ganze Reihe von Schauspielen, die P. Sinner in seiner Ehrung des Schriftstellerkollegen aufzählt, nämlich: „Das Unmögliche möglich“, Helsingfors 1881; „Die soziale Erziehung“, Helsingfors 1882;

<sup>1</sup> SINNER, P., 1956, S. 156..

<sup>2</sup> WAHLBERG, F. v., 1923. S. 9.

<sup>3</sup> K.K. Klein bezeichnet a. O. dieses Amt als „Generaldirektor der Medizinalverwaltung Finnlands“.



„Ecksteine“, Helsingfors 1883; „Gewalt“, Helsingfors 1884. Darüber hinaus veröffentlichte er die Erzählungen „Die Liebreichen“ sowie „Verirrt“ u. a. Es waren vorwiegend soziale Tendenzdramen. Darüber hinaus verfasste er in Schwedisch einige Erzählungen.

Durch seine vielseitige Tätigkeit genoss Wahlberg hohes Ansehen „weitester Kreise“ der Gesellschaft. Die größten Männer Schwedens – darunter B. Björnson, H. Ibsen, Gaf-Geyerstam - zählten zu seinen intimen Freunden. Die Dramen und Erzählungen in Schwedisch, mit denen er seine literarische Tätigkeit begonnen hatte, sind dem Leben der russischen Soldaten während des russisch-türkischen Krieges gewidmet. Zugestandenermaßen erkannte er jedoch, dass die Grundgedanken seiner Werke weder in der finnischen noch in der schwedischen Seele wurzelten.<sup>1</sup> Die Unzulänglichkeit seines Schaffens führte Wahlberg selbst darauf zurück, dass ihm die Hauptbedingung für das Gelingen eines Werkes fehle, „die nämlich, dass der Schriftsteller in geistig enger Berührung mit der Volksseele stehen muss“

Die wichtigsten seiner Erzählungen über die Wolgadeutschen veröffentlichte Wahlberg im Verlag Braunmüller (Wien-Leipzig), gleichzeitig erschienen sie aber auch in der „Saratower Deutschen Volkszeitung“. Seine „Erzählungen“ in Buchform waren von der Zensur in Russland verboten worden. P. Sinner schrieb über seinen namhaften Landsmann:

„Gar mancher Wolgadeutsche hat sich an diesen wahrheitsgetreuen, gesunden und vortrefflichen Schilderungen von Land und Leuten ergötzt, erfrischt und gestärkt. Ein jeder fühlte, dass der alte Wahlberg (...) mit dem Herzen stets zu uns gehörte und auch jetzt immer in Gedanken unter uns weilte. Nun ist der liebe Mensch stille geworden. Das macht uns tief traurig (...)“.<sup>2</sup>

### 2.3. Der Lebensabend

Wahlberg heiratete die Tochter eines wohlhabenden russischen Kaufmanns, die in Dresden aufgewachsen war. Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor, die Wahlberg alle überlebt hat. Als er 1906 in den Ruhestand getreten war, widmete er sich auf seinem Gut Erikshof der Landwirtschaft. Nun konnte er außerdem ruhig auf sein mühsames und ereignisreiches Leben zurückblicken. Vor allem galt es für Wahlberg dabei, Klarheit über sein Verhältnis zum Jenseits zu verschaffen. So entstand sein erstes größeres Werk in Deutsch, nämlich „Die sittlichen Weisungen Jesu und die Kulturgemeinschaft der Liebe“, das er im Jahre 1908 verfasste, wobei er in der späteren „Beichte“ seiner Feder betonte, dass Deutsch seine Muttersprache sei.<sup>3</sup>

Wahlberg las eine Menge von Werken aus der Feder von Theologen, Gelehrten und Denkern, die sich mit dem Leben Jesu und seiner Lehre auseinandergesetzt hatten, bevor er seine Gedanken in Worte kleidete und zu Papier brachte.

Sein theologischer Aufsatz wurde in einer Zeit geschrieben, als der blutige russisch-japanische Krieg eben beendet war und Anschläge, Mord und Gräueltaten aller Art „so alltägliche Erscheinungen“ waren, um mit Wahlberg zu sprechen, „dass das menschliche Gemüt gegen derartige Vorgänge kaum mehr“ reagierte. „Der Geist des Hasses hat sich als Völker-, Nationalitäts-, Klassen- oder Erwerbshass in Millionen Herzen eingenistet.“<sup>4</sup>

Es war eine Zeit, in der die politischen Unruhen „alles Denken auf anderen Gebieten als dem der Politik“ unmöglich machten. „Um aber auf diesem Felde aktiv einzugreifen, war ich viel zu viel ein Soldat, der seinem höchsten Kriegsherren Gehorsam geschworen hatte“, schrieb Wahlberg. Zwar konnte er sich den tiefen Bewegungen der Zeit „nicht ganz verschließen“, ging aber seinen eigenen Weg und gab erst viel später seinen Gefühlen und Gedanken Ausdruck. Schon aufgrund seiner Erziehung und seiner Überzeugungen konnte Wahlberg kein Revolutionär sein. Er lehnte Revolutionen entschieden ab, weil er davon

---

<sup>1</sup> SCHNEIDER, W., S. 56.

<sup>2</sup> SINNER, P. (1924): S. 115.

<sup>3</sup> WAHLBERG, F. v., 1923, S. 1923.

<sup>4</sup> WAHLBERG, F. v., 1908, S. III.

ausging, dass jede Revolution mit Gewaltmaßnahmen verbunden ist und immer zwangsläufig negative Rückschläge auslöst. Darüber hinaus fragte er sich zu dieser Zeit, ob sein Kinderglaube an die Lehre Jesu, der ihn niemals verließ, „zunichte geworden war oder ob ihn die Menschen nur verlassen hatten?“ Und während der politische Mord als eine Großtat gefeiert wurde, fragte er sich, ob die zehn Gebote Gottes, deren eines bekanntlich lautet: „Du sollst nicht töten!“ nicht mehr maßgebend waren?

Nach Jesu Lehre und Leben soll bekanntlich das Reich Gottes auf Erden - das Endziel der Entwicklung - nicht durch Revolutionen erreicht werden, sondern sich zuerst in den Menschen selbst vollziehen und erst danach durch allmähliche Entfaltung und Ausdehnung auch im Äußeren stattfinden. Deshalb ruft Wahlberg nicht zum Kampf mit den Terroristen und Revolutionären auf, sondern erinnert in seinem Aufsatz daran, „dass die Liebe und ihr größter und einzigartiger Verkünder, Jesus von Nazareth, unserem Dasein die größten Entwicklungsmöglichkeiten darbieten“.<sup>1</sup> Er war sich zwar nicht sicher, ob sein „Büchlein“ jemand „mit Erbauung“ gelesen hatte, betonte aber, dass es für ihn selber jedenfalls einen „sicheren Boden“ bedeutete, auf dem er stehen und leben konnte.<sup>2</sup> Er musste aber auch feststellen, dass die deutsche Sprache, die er ja als seine Muttersprache bezeichnete, ihm dermaßen ungewohnt geworden war, dass er eines Helfers bedurfte.

Nachdem „Die sittlichen Weisungen“ erschienen waren, richtete Wahlberg immer öfter sein inneres Auge aufs Elternhaus im fernen Katharinenstadt an der Wolga, auf die glücklichen Tage seiner Kindheit, auf die weite Wolgasteppe, wo die Gebeine seiner Lieben ruhten. Unwiderstehlich zog es ihn dahin, und er besuchte mehrere Sommer hintereinander seine Wolgaheimat. Diese Besuche und Erinnerungen an das Land seiner Kindheit regten ihn dazu an, eine Reihe von „Erzählungen“ zu verfassen, die man, wie es W. Schneider auch tut, als „wolgadeutsche Romane“ bezeichnen kann,<sup>3</sup> obwohl sie in kritischen Beiträgen zuweilen als „Erzählungen“ angeführt werden.

## **2.4. Das literarische Werk**

### **2.4.1. Christian Bode**

Eines der wichtigsten Werke von F. Wahlberg ist wohl sein Roman „Christian Bode“ mit dem Untertitel „Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe“, der zwar im Geiste der deutschen Romantik und Empfindsamkeit gehalten ist, in dem er aber mit realistischen Mitteln ein ausdrucksvolles Bild „aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe“ entwirft.<sup>4</sup>

H. Kindermann zufolge kam es Wahlberg in diesem Roman vor allem darauf an „die vom geistigen und von der seelischen Fühlungnahme mit ihrem Mutterland so gänzlich abgetrennten Wolgadeutschen wieder mit ihrer Heimat in Fühlung zu bringen“.<sup>5</sup>

K.K. Klein „vermutet“, dass Wahlberg „vielleicht an die Persönlichkeit, vielleicht auch an ein Erlebnis seines Vaters Karl Erich Wahlberg“ anknüpfte, „der über ein Vierteljahrhundert lang Pastor von Gnadenflur (in der Erzählung Lilienflur) gewesen war“.<sup>6</sup> Vielleicht. Nur, Carl Erich Wahlberg war nicht der Vater, sondern der älteste Bruder von Ferdinand von Wahlberg. Sein Vater war zeitlebens Pastor in Katharinenstadt.

In dem bereits erwähnten und 1914 in Helsingfors „als Handschrift gedruckten“ Märchen „Die Geburt der Heimatliebe unter den Bewohnern der Wolgasteppe“ von Wahlberg gibt es folgende Zeilen:

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1908, S. III.

<sup>2</sup> WAHLBERG, F. wie Anm. 1

<sup>3</sup> SCHNEIDER, W., S. 56-57.

<sup>4</sup> KINDERMANN, H., S. 170

<sup>5</sup> KINDERMANN, H., ebenda

<sup>6</sup> KLEIN, K.K., S. 213.

/.../ Kaum war ein Kind geboren, so stand auch die Fee Morgana an seiner Wiege und flößte, ohne dass es davon eine Ahnung hatte, die Heimatliebe in das zarte Herzchen ein.

So ward die Heimatliebe bei den Steppenmenschen geboren und sie wurde eine große Macht, dieselbe bei allen Steppenmenschen ohne jeglichen Unterschied. Den Steppenbewohnern ward nachher die Heimatscholle lieb und teuer, die Arbeit auf ihr leicht und ihr eigenes Glück webte sich in das Glück des Vaterlandes ein.<sup>1</sup>

Es scheint aber so gewesen zu sein, dass nicht alle bereit waren, in dieser in poetischen Bildern geschilderten Glückseligkeit zu verschwimmen. Jedenfalls schätzt Christian Bode, Protagonist der gleichnamigen Erzählung, der seinen Dienst als Geistlicher – er hat das Pastorat seines Vaters übernommen - in den wolgadeutschen Dörfern zu verrichten hat und mit seinen beiden Schwestern in einer deutschen Kolonie am Irrsch, einem Steppenflüsschen, lebt, seine Umwelt anders ein. Als ihn die Schwestern zugleich besorgt gefragt hatten, ob er nicht krank geworden sei, antwortete er:

Krank bin ich zwar nicht, aber ich habe hier alles herzlich satt. Im Sommer eine furchtbare Hitze, im Winter der tiefe Schnee, Frühjahrs das lebensgefährliche Schneewasser und jetzt Wege, auf denen einem der Kopf wacklig wird. Und nicht viel besser sind hier die Leute. Wenn der Herr Pastor ihnen nicht aus allem herauszuhelfen vermag, so ist eben sein Predigen nichts nutz“.<sup>2</sup>

Und tatsächlich lebten die Menschen in den deutschen Dörfern an der Wolga, die wie Samenkörner in der Steppe versprengt waren, in völliger Einsamkeit. Im Sommer hatten sie schwer zu arbeiten, im langen, kalten und schneereichen russischen Winter lebten sie still für sich hin, in einer nahezu vollständigen Isolierung von der Urheimat. Es ist daher einem gebildeten Mann wie Christian Bode keinesfalls zu verdenken, dass er „den Drang verspürt“, dieser Einsamkeit und Weltentfremdung den Rücken zu kehren.

Es sind Liebesenttäuschung und Sehnsucht, „in die große Welt zu flüchten“, die den sonst so pflichtbewussten Pfarrer den Versuch machen lassen, aus der Steppeneinsamkeit zu fliehen. Doch die Erfahrungen in der Gouvernamentstadt lassen ihn schnell die Abwegigkeit seines Vorhabens erkennen. Das Gefühl der Verbundenheit mit der Heimat wirkt seinem Verlangen entgegen. Die „große Welt“ ist ihm fremd geworden und lehrt ihn, dass seine Pflicht darin besteht, durchzuhalten und nicht aufzugeben.

Das wahre Glück, wie der Geschichte zu entnehmen ist, ist durch das Verlassen der Kolonie nicht zu erlangen - es wird nur dem beschert, der den inneren Frieden und Harmonie sowie das Gefühl der Erfüllung auferlegter Pflicht gewinnt. Am Ende überwindet das Heimatgefühl den alten Pastor. Er kämpft zwar mit sich selbst, aber er bleibt bei seinen einsamen Schäfchen.<sup>3</sup> Wie F. Wahlberg selbst über seine Erzählung schreibt, wollte er mit Christian Bodes Schicksal „dartun“, wie die Steppe den Menschen, den sie einmal gepackt hat, nicht mehr loslässt.<sup>4</sup>

Die Ausdrucksformen des Dichters muten patriarchalisch an, das Geschehen entfaltet sich brav und bieder im vornaturalistischen Rahmen, die psychologische Charakterdarstellung ist schablonenhaft. Doch die Geschichte fesselt den Leser trotzdem. Das ist wohl durch die schlichte Darstellung des Lebensraumes, der Abgelegenheit und Einsamkeit zu erklären, in der die Menschen wohl natürlicher und besser geblieben sind. Wie die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ am 20. Juni 1910 über die Erzählung „Christian Bode“ schrieb, macht oft die Umwelt, insbesondere eine solche, die bisher literarisch kaum erfasst worden war, auch eine an sich schlichte Erzählung zur interessanten Schöpfung. Und Wahlberg präsentiert seinen Lesern tatsächlich vor allem die Landschaft „und das durch die Landschaft bedingte Gepräge dieser in der Steppeneinsamkeit besonders eng aneinander geketteten Deutschen,

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1914, *Die Geburt...*, S. 30.

<sup>2</sup> WAHLBERG, F. v. (1910), S. 10.

<sup>3</sup> ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1986, S. 56.

<sup>4</sup> WAHLBERG, F., *Die Beichte ...* S. 10.

ihre Lebensgestaltung und ihre aufbauende Arbeit, ihre Seelennot und ihr bescheidenes Glück“.<sup>1</sup>

#### 2.4.2. Die Mennoniten

Wie „Christian Bode“ lässt auch die „schlicht und einfach, aber vortrefflich aufgebaute und ausgezeichnet komponierte“ Erzählung „Mennoniten“ Züge der deutschen Romantik und des Sentimentalismus erkennen, die auch in den früheren Werken Wahlbergs auszumachen sind.<sup>2</sup> Er schildert hier eine vorbildliche Mennonitensiedlung an der unteren Wolga, vgl.:

Schmucke Gebäude, wohl gepflegte Felder, Fruchtgärten mit Blumenbeeten und eine bewundernswerte Ordnung ließen kaum ahnen, dass hier einst nur ödes Steppenland gewesen war, das Menschenhände in Kulturboden verwandelt hatten.<sup>3</sup>

Dabei verzichtet der Verfasser auf eine genaue Ortsangabe. J. Warkentin „tippt“ in diesem Zusammenhang auf die „sieben großen Dörfer am Trakt“, die „mittenmang unter den gewöhnlichen wolgadeutschen Siedlungen bis zur Vertreibung 1941 an ihrem Anderssein festhielten“.<sup>4</sup> Doch „tippen“ kann man auch auf die anderen Mennoniten-Siedlungen im Gouvernement Samara.<sup>5</sup>

Wie dem auch sei, im Mittelpunkt des Geschehens stehen Mennoniten, eine protestantische Gruppe, die sich im 19. Jahrhundert im Wolgagebiet niedergelassen hat und hier heimisch geworden ist. Ihre wichtigste Besonderheit besteht in strikter Verweigerung des Dienstes an der Waffe, denn die Waffe ist für sie immer „das verabscheuungswürdige Zeichen des Krieges und Mordes“. In nur wenigen Zeilen umreißt Wahlberg eingangs die Philosophie dieser Glaubensgemeinschaft, was den weiteren Verlauf der Geschichte wesentlich erhellt, vgl.:

Die Bergpredigt, die bei ihnen eine zentrale Stelle einnimmt, hat ihnen auch die Lehre vom Tausendjährigen Reich Gottes nahe gebracht und in ihnen die Hoffnung genährt, alle ihre leidenschaftlich und schwärmerisch angestrebten Ideale darin erfüllt zu sehen.

Durch Auslegung verschiedener Schriftstellen wollen sie gefunden haben, dass alle, welche der dem Tausendjährigen Reiche vorausgehenden Zeit des Gräuels entgehen wollen, einen Ort in Asien aufsuchen und dort die Zeit abwarten sollen. Deshalb bei jeder neuen Niederlassung die Losung: „Dieses ist nur eine Station, unser Weg aber geht noch weiter nach Osten.“ Daher wird der Verkehr mit allen zurückgelegten „Stationen“ aufrechterhalten und so der Weg abgesteckt, auf dem alle Errungenschaften der Kultur des Westens zu ihnen gelangen können.

So lässt sich die jedesmalige höhere Kulturstufe erklären, welche die Mennoniten im Vergleich zu ihrer Umgebung einnehmen.<sup>6</sup>

Der Verfasser hat das „Anderssein“ der Mennoniten in diesem „fernen Land“ festgehalten und ihre Sitten, „Bräuchtümer und Anschauungen“, wie es in dem von Warkentin zitierten Werbetext heißt,<sup>7</sup> „nicht aufdringlich“, sondern schlicht und einfach, aber überzeugend geschildert. Hier ein kurzer Auszug, der das exemplifiziert, vgl.:

Früh am Ostersonntag waren die Arbeiten der Frauen im Garten und auf dem Hackfruchtfelde beendet. Das Haus glänzte vor Sauberkeit, auf den Tischen standen frisch gepflückte Steppenblumen und erfüllten die Zimmer mit ihrem lieblichen Duft.<sup>8</sup>

---

<sup>1</sup> KINDERMANN, H., S. 170.

<sup>2</sup> ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1986, S. 56 ff.

<sup>3</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, S. 9.

<sup>4</sup> WARKENTIN, J., S. 65.

<sup>5</sup> EPP, K.

<sup>6</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, S. 11-12.

<sup>7</sup> WARKENTIN, J., S. 65.

<sup>8</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, S. 265 ff.

An der Irrsch wohnen nebeneinander Mennoniten, Lutheraner und Katholiken. Johannes Waassing, Protagonist der Erzählung, ist Pastorensohn. In ihm entwickelten sich zunehmend die Eigenschaften, „die die Steppe und die Wolga ihren Kindern bei der Geburt in die Wiege legen“:

Frei und weit wie der Gesichtskreis der Steppe, groß und mächtig wie die Wolga wuchs in dem Jüngling eine heiße Liebe zur Freiheit auf, zu dem Volke, das die Steppe im bunten Durcheinander hervorbrachte, zur Heimatscholle, während ihm jeder Zwang und alles Kleinliche im Leben tief verhasst wurde.<sup>1</sup>

Was wunder, dass der junge Offizier, der auf seinem Lebensweg sowohl Glanz und Ruhm als auch Niederschläge hinnehmen musste, zur heimatlichen Scholle zurückkehrt, die er selbst bearbeiten will. Erst hat ihn der Krieg und dann die Gesellschaft gelehrt, dass sein Platz „hinter dem Pflug“ ist. Während Pastor Bode es versucht, in der großen Welt an seinem Lebensabend Fuß zu fassen, kehrt Johannes Waassing aus dieser Welt in die heimatliche Steppe als junger Mann im Vollbesitz seiner Kräfte zurück. Er ist mit seiner neuen „Stellung“ zufrieden und fühlt mit jedem Tag mehr, dass er recht gehandelt hat.

Nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stellt sich Waassing hinter die Mennoniten, indem er sogar selbst den Kaiser um Vergünstigungen für sie ersucht. Er ist nämlich davon überzeugt, dass „die Lehre der Mennoniten“ die Verkörperung einer Zukunftsidee ist, der Idee, „das Böse durch Liebe und Güte zu überwinden“. Im Gespräch mit dem Gouverneur erklärt er:

(...) wir Bauern wissen sehr gut, dass es einer Schar bunter Stare bedarf, um den Feind unserer Felder, die Heuschrecken, fernzuhalten, aber wir wissen auch, dass nicht jeder Vogel die Eigenschaften des Stares hat. Demnach möchte ich, obgleich ich Soldat gewesen bin und einen Krieg mitgemacht habe, nicht dazu beitragen, alle jungen Männer aufs Schlachtfeld zu bringen. (...) Es gibt bei uns Menschen, die gegen diesen Dienst religiöse Bedenken haben und die Wehrlosigkeit als Glaubensartikel hochhalten, ich meine die Mennoniten.<sup>2</sup>

Man kann nicht umhin, in diesem Zusammenhang die treffende Bemerkung A. Engel-Braunschmidts anzuführen, nämlich dass in den Werken Wahlbergs „religiöses Anliegen und die Schilderung des geographischen Raums auf bemerkenswerte Weise ineinander greifen, sich wechselseitig beeinflussen“.<sup>3</sup>

Die Geschichte hat einen glücklichen Ausgang. Mathea Köhler zeigt Charakter und Würde, indem sie Johannes Waassing durch ihr freimütiges Geständnis vor Gericht aus der Patsche hilft. Das kommt ihr teuer zu stehen, denn mit ihrem Eid und Geständnis vor dem Gericht hat sie den Bann religiöser Anschauungen ihrer Glaubensgemeinschaft gebrochen. Dieser Konflikt spielt sich vor dem Hintergrund des „schwärmerischen Sektierertums“ der Mennoniten ab, das Matheas Vater, Ohm Köhler, und der fanatische Lehrer Israel Jost repräsentieren.<sup>4</sup> Auf Betreiben des eifernden Israel Jost, der „die Schrift auslegt“, „die Zeichen der Zeit deutet“ und bei den Mennoniten als „hellsehender“ Mann gilt, wird sie aus der Mennoniten-Gemeinde ausgestoßen, findet aber letzten Endes zu ihrem Geliebten. Beide werden von den Mennoniten schließlich wie ihresgleichen behandelt.

Dieses Happy End wird durch eine schier schwärmerische Darstellung ergänzt, und zwar die einer „großen Gemeinde der Mennoniten, die ihre Religion von Gott, ihre Glaubensart von den Vätern erhalten haben und wehrlos, in demütiger Arbeit durch die Macht des Glaubens das Gute und die Liebe auf Erden zum Sieg führen werden“.<sup>5</sup> Dieses idealistische Gedankengut, das dem unbedarften Leser auf den ersten Blick wirklichkeitsfremd

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, S. 52.

<sup>2</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, 257-258.

<sup>3</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1986, S. 60.

<sup>4</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, ebenda.

<sup>5</sup> WAHLBERG, F. v., 1912, S. 271..

vorkommen mag, scheint aber mit Wahlbergs Vorstellungen im Einklang zu stehen. Zumindest lässt sein ganzer Lebenswandel darauf schließen.

Das angeführte Zitat lässt unter anderem die erzieherischen Absichten des Verfassers erkennen. Nach seiner Auffassung sollten nämlich die Mennoniten das „Hüten des Erbes der Väter“ sowie „festes Zusammenhalten, Arbeits- und Opferfreude, den Segen der friedliebenden Demut“ allen deutschen Steppenbewohnern einprägen.<sup>1</sup>

### **2.4.3. Die Mordinsel.**

Vorab muss klargestellt werden, dass es die Insel dieses Namens in der Wolga tatsächlich gibt. Und auch ein Mord ist dort verübt worden. Aber mit Wahlbergs „Erzählung“ hat das alles nichts zu tun.

Das erzählte Geschehen der Geschichte fand etwa um das Jahr 1912 statt, das heißt in der Zeit zwischen dem Japanischen und dem Ersten Weltkrieg. Es ist eine ereignisreiche Zeit. Im gewaltigen Reich fängt es wieder zu gären an. Es kommt zu massenhaften Erschießungen in Sibirien, zu Straßenschlachten und Terroranschlägen, die das ganze Land erschüttern und selbst in die friedliche Wolgasteppe hineinbrodeln. Der Erzähler folgt nicht der natürlichen chronologischen Sukzession: Um Vergangenes in die Erzählgegenwart einzuführen, durchbricht er sie, indem er zur „Zeit raffenden“ Rückwendung greift. Bislang wäre hier „Arbeit die Losung des Tages, Ruhe die der Nacht; die Quelle der Freude war die Natur und das heitere Gemüt der Bewohner.“ Nun ist es auch hier mit dieser Idylle vorbei. Es stellt sich jedenfalls plötzlich heraus, dass die ererbte rustikale Stille an den Ufern des Riesenstromes, die sich mit dem chaotischen Brodeln der Großstädte nicht vereinbaren lassen hat, trügerisch ist.

Wie die „Mennoniten“ lässt auch diese „Erzählung“ erzieherische Absichten des Verfassers erkennen. Gregor Kleist, der Sohn des Schullehrers im wolgadeutschen Dorf Rothenberg, und seine Cousine Judith Kleist kehren nach mehrjähriger Abwesenheit in ihr Heimatdorf zurück, aber dort ist es für sie noch enger geworden. Gregor versucht diese Beklemmung dadurch zu überwinden, dass er davon träumt, sein Heimatdorf mit der Eisenbahn zu verbinden, die sich glücklicherweise gerade im Bau befindet. Er träumt davon, die heimatliche Einöde zu industrialisieren

Sehr bald stellt sich dabei aber die finanzielle Not ein. Hinzu kommt, dass die zugezogenen fremden Arbeiter Unfrieden und Unordnung unter Gregors Landsleute bringen. Das Dorf steht davor, ins Chaos umzukippen. Die sonst so lieben Dorfgenossen, sein Vater miteinbezogen, sind nicht in der Lage, den eigenen Vorteil zu erkennen und blocken Gregors ehrgeizige Vorhaben ab. Nun sitzt er zwischen zwei Stühlen: Die Alten sind ihm wegen der Neuerungen gram, die Jungen - weil er nicht mehr für das Neue zu haben ist. Sein Plan scheitert. Er macht Pleite und hat auch privat kein Glück: Das geistesgestörte Mädchen Veronika, das er aus Mitleid oder aus materiellen Erwägungen heiratet, kann ihn nicht glücklich machen.

Judith führt indessen ein zurückgezogenes Leben und wirkt sehr verschlossen, was offensichtlich damit zusammenhängt, dass sie, wie es sich allmählich herausstellt, Mitglied einer Terroristenzelle ist. Als in den Zeitungen Berichte über Terror-Anschläge in der Hauptstadt erschienen waren, reagierte sie darauf ungestüm oder bestürzt, was Gregor nichts Gutes ahnen ließ. Vergebens versucht er, Judith zur Vernunft zu bringen. Sie lässt seine Ermahnungen an sich vorbeiziehen. Ihre Äußerungen in Auseinandersetzungen mit Gregor lassen erkennen, wes Geistes Kind sie ist: „Die Kultur, für die du immer begeistert warst, hat ja ihre große Berechtigung dadurch, dass sie das Proletariat großzieht und der Freiheit die Wege bereitet“.

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1923, S. 10.

Judith ist schwanger, doch als Gregor es versucht, ihr unter die Arme zu greifen und aus ihrer lebensgefährlichen Situation zu helfen, hält sie entgegen: „Mein Glück ist, offen die Wahrheit zu bekennen, nicht, dass ich gefehlt hätte oder eine Gefallene wäre, sondern dass ich frei gewollt habe ... das Recht auf Freiheit“.

Das Recht auf Freiheit... Es ist die ekstatische Freiheitsbegeisterung, aus der sich Judith in staatsgefährliche Umtriebe hineinziehen lässt und schließlich auch Gregor ins Verderben zieht. Die Terroristen, mit denen Judith in Verbindung steht und die selbst polizeilich verfolgt werden, gewähren ihr einen Aufschub, damit sie das Kind austragen könne, das sie nach der Geburt der naiven und ahnungslosen Veronika schenkt. Nun ist Judith erneut „frei“...

Die ganze Geschichte nimmt ein tragisches Ende. Es kommt erneut zu blutigen Attentaten, die Polizei sitzt Judith im Nacken und ihr Versuch, sich auf die flache Mordinsel in einem Boot zu retten, das Gregor steuert, scheitert. Der mörderische Eisgang reißt sie in die Fluten. Und als später auf der Insel ein Holzkreuz aufgestellt worden war, sagte der alte Lehrer: „Sie sollten vom Baum der Erkenntnis nicht essen, und sie taten es doch. Aber wir wollen sie nicht richten“.

Dieser innige und friedliche Ausgang erhellt keinesfalls die Hintergründe der in der Erzählung angeschnittenen gesellschaftspolitischen Vorgänge, etwa die des Terrorismus oder der Pauperisierung der Bevölkerung im Russischen Reich. Und dieses Ziel setzte sich der Verfasser offensichtlich auch nicht. Es kam ihm vor allem darauf an, die Bedrohung für die deutsche Inselwelt an der Wolga darzustellen. Außerdem gesteht er selbst, dass er „seine“ Kolonisten vor der Sucht nach einem „verfrühten Industrialismus“ warnen wollte.<sup>1</sup>

#### 2.4.4. Laili Sultaneh

Das Buch „**Laili Sultaneh**“ von F. v. Wahlberg erschien zwei Jahre nach dem bolschewistischen Umsturz. In dem Roman lassen sich zwei Handlungsstränge erkennen. Der erste spielt sich auf dem Dorf ab und stellt, wie J. Warkentin bemerkt, sozusagen eine Umkehrung des wolgadeutschen Epos „Kirgisenmichel“ dar.<sup>2</sup>

Laili, ein Kirgisenmädchen, wird von einer Pastorenfamilie gesund gepflegt und erzogen. Das Mädchen ist ihren Pflegeeltern dankbar, will aber Kirgisin bleiben und ihren moslemischen Glauben bewahren. Um ihren Stammesgenossen effizienter unter die Arme greifen zu können, lässt sich Laili nach „kirgisischer Sitte“ von dem Hoffnungsträger der Kirgisen, dem jungen Chan Araslan, „rauben“, um ihn danach zu heiraten.

Araslan wird später meineidig. Von der Welt verlockt, gibt er als Kunstreiter Heimat, Frau, Kind und Glauben auf. Aber Laili hält ihm trotzdem nach ihres Volkes Sitte die Treue und wirkt in ihrem Aul als Kulturbringerin. Ihre Ziehmutter und ihr Ziehvater akzeptieren diese Entscheidung. Es ist ein Exempel religiöser Toleranz in der Wolgasteppe des 18. Jahrhunderts, die unter anderen von zwei Randfiguren des Romans getragen wird, nämlich vom wolgadeutschen Pastor und dem greisen Mullah Naiama, die sich blind verstehen.

Der zweite Handlungsstrang der Erzählung ist ziemlich verwickelt. Die Schauplätze wechseln ständig, eine ganze Reihe von Hauptdarstellern kommt hinzu – der Wolgadeutsche Wilhelm Baumgarten, der als strafversetzter Offizier fahnenflüchtig wird und schließlich im Aul bei Laili unter angenommenem Namen Selim eine Knechtstelle annimmt, ein schleierhafter Baron, eine talentierte Sängerin, die vom Araslan erstochen wird u. a.

Während in den übrigen Romanen von Wahlberg im Mittelpunkt des Geschehens vorwiegend die Wolgadeutschen und ihre Lebensweise stehen, thematisiert er in diesem Roman - die Geschichte spielt zum Teil in einem Kirgisenaul - unter anderem auch das Leben und die Religionsübungen der nomadisierenden „Kirgisen“. Er verarbeitet dadurch literarisch die Lebensweise eines Volkes, das der Literatur der Urheimat bislang kaum bekannt gewesen ist. Das macht den Roman auch für den europäischen Leser beachtlich und wertvoll.

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1923, S. 10.

<sup>2</sup> WARKENTIN, J., S. 66.

Für den Aul der Kirgisen, in dem sich Wilhelm Baumgarten als Knecht aufhält, rückt die Existenzfrage in den Vordergrund: Der Mangel an Weideland, der ja unter anderem auch darauf zurückzuführen war, dass beträchtliche Steppengebiete unter den Pflug der deutschen Kolonisten kamen, und die unglücklichen Naturverhältnisse haben die „Kirgisen“ an den Rand einer Katastrophe gebracht. Wilhelm Baumgarten gelingt es, der Not der leidenden Nomaden abzuhelfen, indem er sie durch sein persönliches Vorbild zur sesshaften Lebensweise bewegt. Die Erzählung klingt in feierlichen Tönen aus:

Die Männer des Auls wollten dem Beispiel folgen und bereits im Frühjahr hatte sich ein jeder mit Lailis Beistand Ackergeräte aus Neudorf angeschafft. Um den Aul herum entstand ein Acker nach dem anderen.<sup>1</sup>

Der Verfasser erwähnt zwar die räuberischen Überfälle der Kirgisen auf die wolgadeutschen Dörfer und betont, dass der Überfall der „Kirgisen“ auf Mariental, der am 15. August 1776 stattgefunden hat, im Volksbewusstsein der Wolgadeutschen fortlebt, aber er leuchtet auch die geschichtlichen Hintergründe dieser barbarischen Überfälle ab:

Als die Kolonisation der Steppe durch ackertreibende Bewohner begann und ihr Umfang von Jahr zu Jahr größer, die den Nomaden zugeteilte Steppe dagegen immer kleiner wurde, blieben mehr von den Kirgisen auch im Winter von ihrem Wohnsitz am Heiligen Hügel aus, so dass zuletzt nur noch zwanzig Jurten zu dem Aul gehörten., (...) <sup>2</sup> dem kleinen Jurtendorfe war der Rückgang anzusehen. Die Zahl des zur Nacht heimgetriebenen Viehes, der Kühe, Ziegen und Schafe, war verhältnismäßig klein und die Filzwände der Jurten waren beinahe alle verwittert und geschwärzt. Auch die Bewohner trugen fast alle, klein wie groß, alt wie jung, Mann wie Weib, Zeichen der Armut, ja der Not.<sup>3</sup>

Man muss aber hinzufügen, dass die von Wahlberg dargestellte Bedeutung der Kulturverbreitung unter den nomadisierenden Völkern des Ostens durch den Pflug der deutschen Kolonisten gemessen an der Wirklichkeit, übertrieben zu sein scheint.

### **3. Liphart, Emmy, von, geb. Jordan (Lebensdaten unbekannt): Aus glücklichen Zeiten**

#### **3.1. Anstatt des Lebenslaufs**

Da das Wenige, was vom E. v. Liphart bekannt ist, bereits in den Vorbemerkungen mitgeteilt worden ist, kann an dieser Stelle nur noch erwähnt werden, dass sie ihr einziges Buch „Dorfgeschichten“ ihren Enkeln Roland und Reginald Kufeld „zur Erinnerung an die Heimat ihres Vaters“ gewidmet hat. Ob daraus auf die Verwandtschaft mit Erich oder David Kufeld zu schließen ist, bleibt im Dunkeln.

Als das HB 1962 die Erzählung „Wees Lowis ihre Flickerdecke“ veröffentlicht hatte, wurde der Publikation die Bemerkung vorausgeschickt, die Erzählung sei „der ungedruckten Schrift ‚Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga‘“ entnommen worden. Der von H. Roemmich verfassten Einführung zum genannten Heimatbuch. ist zu entnehmen, dass diese Bemerkung nicht zufällig gefallen ist. Es heißt wörtlich: „Aus der **ungedruckten** (hervorgehoben durch den Verf. – **R.K.**) Schrift ‚Dorfgeschichten, Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga‘ von Emmy von Liphart“.<sup>4</sup> Das Attribut „ungedrukt“ lässt daher vermuten, dass der Redaktion zu diesem Zeitpunkt lediglich ein Manuskript der genannten Erzählung vorgelegen und sie über den gedruckten Text der „Dorfgeschichten“ noch nicht verfügt hat. Zumal da das HB 1963 auf den Hinweis „ungedruckte Schrift“ im Zusammenhang mit der Publikation der Erzählung „Was aus ihm wurde“ schon verzichtet.<sup>5</sup> Das gilt auch für die Erzählung „Allerhand“, die im HB 1964 erschienen ist.<sup>6</sup> Ob das darauf

<sup>1</sup> WAHLBERG, F. v., 1919, S. 161.

<sup>2</sup> WAHLBERG, F. v., wie Anm. 1, S. 23.

<sup>3</sup> WAHLBERG, F. v., wie Anm. 1, S. 26.

<sup>4</sup> RORMMICH, H., 1962, S. 4.

<sup>5</sup> LIPHART, E. v., 1963, S. 146, Anm. 2).

<sup>6</sup> LIPHART, E. v., 1964.



hinweist, dass die Redaktion damals bereits im Besitz der gedruckten Variante der „Dorfgeschichten“ war, kann man vermuten; es bleibt aber ungewiss.

Man kann wohl K. K. Klein zustimmen, der sich dahingehend äußert, dass die „Dorfgeschichten“ von E. v. Liphart im Gegensatz zu den anderen Werken russlanddeutscher Autoren, die in der Zeit nach dem Oktoberumsturz erschienen sind, „paradiesische Zustände spiegeln“.<sup>1</sup> Und die Verfasserin schildert tatsächlich nicht die bol’sewistischen Gräueltaten, denen sie allem Anschein nach entkommen konnte, sondern die „glückliche“ Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Es geht tatsächlich um „volkstümlich wertvolle Erinnerungsbilder der engen Lebensgemeinschaft“, wie es K. K. Klein definiert.<sup>2</sup> Das kann man so stehen lassen.

Von Liphart hat in ihren Erzählungen zahlreiche wahrheitsgetreue Details und lebensnahe Begebenheiten festgehalten, die sich in Lehrer- und Pastorenzimmern oder in Bauernhäusern und Kolonistenkreisen abspielen,<sup>3</sup> und bei ihren Lesern zweifellos Erinnerungen an die ihnen vertraute und wohlbekanntere Welt weckten. So waren in wolgadeutschen Dörfern Kaufläden im heutigen Sinne bis ins 20. Jahrhundert hinein eine Seltenheit, deshalb gehörten diverse Krämer, Händler, Hausierer und „Bauchladenverkäufer“, die sehr oft Russen waren, zum Alltag der Wolgadeutschen. Der erfolgreiche „Händler“, Gottlieb Brandel, in der Erzählung „Was aus ihm wurde“ von Liphart ist am ehesten als eine Ausnahme anzusehen. Aber auch er „ging erst mit Knepp und Bennel rum“, bevor er einen „Budenhandel“ begann, vgl.:

Es wird erzählt, wie der Alt’ noch im Kaftan mit Knepp un Bennel rumgong, is ’m aner in ’ra Windmiehl ’n Zehner schuldig gebliewe und sellmols worsch gerod so kalt, do sein die Spatza aus der Luft gefalla, un a Stormwetter worsch, dass mr die Hand vor de Auga net geseha hot. Do is ’r nuff in die Windmiehl und hot seinen Zehner geholt.<sup>4</sup>

Was Wunder, dass solche „Bauchladenverkäufer“ in die wolgadeutsche Literatur Eingang gefunden haben. So macht H. Dorsch einen solchen Händler, den er als „Ringelruss“ bezeichnet, zum Protagonisten seines gleichnamigen Gedichts, vgl.:

Der Ringelruss auch Spaß genannt,  
Ist jedem Kinde wohlbekannt.  
Im Sommer ist jahrein, jahraus,  
In jedem Dorfe er zu Haus’ /.../<sup>5</sup>

Auch in den „Dorfgeschichten“, und zwar in der Erzählung „’S Katche“ von E. v. Liphart, begegnen wir einem solchen Krämer, den die Verfasserin als „Bündelträger“ oder „Bündelruss“ bezeichnet, vgl.:

Knepp, Schnur, Schlenka und Grappa“, hörte man auf der Straße rufen. Die Sonne schien hell, der Schnee knirschte unter den Füßen; die Fenster, an denen die kleineren Kinder, die bei der strengen Kälte nicht hinausdurften, ihre schmutzigen Näschen plattdrückten, waren bis zur Hälfte gefroren. „Knepp, Schnur“, tönte es wieder. „Der Jagor, Mutter, derf er reinkomme“, riefen die Kinder, für die der gutmütige Russe immer was Süßes in der Tasche hatte. „Loss nur, der kimmt aa so“, meinte der Vater. Richtig, da öffnete sich die Stubentüre und Jagor, der Bündelträger, trat herein. Sein Bart und Augenbrauen hingen voll kleiner Eisstückchen. Zuerst stellte er seinen Kasten, schnäuzte sich in seinen gelben Pelz, dann sagte er: „Guten Tag, Vetter Miller, braucht’r scheene Bänner für scheene Mädchen?“ „Strasti, Jagor, die Weibslait brauchen immer was“, meinte der Hausvater und blinzelte nach dem Ofen hin. Da saßen seine Annmarie und noch ein paar Nachbarsweiber auf der Bank. „No, wolle mol gucke, was de hast, Jagor“. Der gefällige Bündelrusse legte alle Sachen, die er hatte, auf dem Tisch auseinander. „Da guck“, lud er ein.

Nun ging’s ans Betrachten und Feilschen. Jede brauchte was, und allen borgte der Jagor /.../<sup>6</sup>

---

<sup>1</sup> KLEIN, K.K., S. 337.

<sup>2</sup> KLEIN, K.K., ebenda.

<sup>3</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 65-79.

<sup>4</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 4.

<sup>5</sup> DORSCH, H., 1929.

<sup>6</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 68.

Nur wer es selbst beobachtet und erlebt hat, kann ein solches lebensechtes Bild zeichnen.

### 3.2. Volkstümlich und wahrheitsgetreu

Der volkstümliche Charakter der anspruchsvollen „Dorfgeschichten“ von E. v. Liphart sowie das Einfühlungsvermögen der Verfasserin führen den russlanddeutschen Leser „in eine Welt, in der er sich angesprochen und heimisch fühlt“.<sup>1</sup> Dazu trägt auch die geschickte Kombination der Mundart und der Literatursprache bei, die den Eindruck der Lebensnähe und Natürlichkeit vermittelt, vgl.:

Die Frauen horchten auf; der Jagor erzählte oft Schnurren. Auch der Hausvater, der still rauchend am Ofen saß und tat, als höre und sähe er nichts, munterte den Jagor auf mit: „Nur, nur verzählt.“ „An der Lavele<sup>2</sup> is nen Spaß passiert. Hot aner vor Tag ’nen Wolf tot geschosse, und wie er ’nen Wolf hole wollt, worsch sa Fülleche. Er hot globt, sein Füllchen war daham im Stall, un am Wasser das wär ’nen Wolf. Buwe hun Liedche druff gemocht.“ Die Weiber gingen lachend heim.<sup>3</sup>

Man könnte über die künstlerische Wirkung dieser Wechselbeziehung der Literatursprache und Mundart in den Erzählungen von Lipharts einen Beitrag extra verfassen. Ich will es hier aber nur mit einem zweiten Auszug aus der Erzählung „Im Schweiß deines Angesichts“ veranschaulichen, vgl.:

Der Schulmeister zog sich rasch an, weckte seine Frau und wollte hinüber zur Brandstätte gehen. Da sah er schon die Leute aus dem Hof zurückkommen, die Flamme war aus, und nur noch ein wenig Rauch war zu sehen. „Bach, sagt mal, wie kam denn das?“ fragte der Schulmeister einen der Vorübergehenden. „A. dem Paschke sei Scheuer ist kaputt. Sei’ Peter war mit de Buwe uf de Gasse, un wie ,r ham kom, hot er sich in die Scheuer geleet; er wollte die Alte in der Stub net verstehn. Hot sich ane von denne neimodische Bibiros ohgesteckt unn is eingeschlofe, und do hot’s brenne ohfange; würd’ ehm wohl aus dem Maul gefälle sei. Mit ,re Pfeif hätt’s so leicht nix gedoh, Schulmeister“ (...) Am nächsten Tage ging der Schulmeister zum Paschke. Er war es schon seit vielen Jahren gewöhnt, wenn in einem Hause Unglück eingekehrt war, einen Besuch zu machen und den Leuten mit Trost oder Rat und Tat beizustehen“.<sup>4</sup>

Die zahlreichen ethnographischen Einstreuungen wie Darstellungen der Sitten und Bräuche, beispielsweise der Hochzeiten, vermitteln den Eindruck der Lebensechtheit und –nähe, vgl.:

Die 40 Petzkuchen, 25 Zuckerkuchen und 20 Riebelkuchen gingen bald ihrem Ende entgegen. Da standen die jungen Leute mit dem Brautpaar auf und gingen zu Mesers Konrad. Der hatte seine Stube ausgeräumt und zum Tanzen Platz gemacht. Die Musik spielte einen „Rundherum“. Der Bräutigam legte einen Silberrubel vor die Musikanten und tanzte dafür mit seiner Braut drei Reihen herum. Wer zahlte, konnte tanzen, auch für weniger Geld, wie hoch eben jeder schätzte. Drei Tage lang wurde beim Brandels Johannes gesoffen und drei Tage bei Mesers Konrad getanzt.<sup>5</sup>

Auch Taufen, Beerdigungen, die Beschreibung der inneren Ausstattung der Bauernstuben, die Darstellungen von Haus und Hof, Speise und Trank der Wolgadeutschen tragen dazu bei. Bedenkt man, dass diese „Fakten des Wissens“ nicht durch Studium, sondern durch unmittelbare Beobachtung und Wahrnehmung erworben worden sind, so sind sie umso wertvoller. Hier noch eines der beachtenswerten volkskundlichen Erinnerungsbilder:

„Wees Lowis erzählte mir auch einmal von einem Dorf, wohin sie mit einer Bekannten fuhr. Dort tragen die Frauen noch Zwickelstrümpfe; das sind dunkle Strümpfe, die haben an einer Seite eine zwei Finger dicke Borte vom Knöchel bis oben hin gestrickt. Rote Rosen und grüne Blätter. Es sieht sehr hübsch aus. Der kurze Rock von eigener Wolle gesponnen und gewoben, grellrot und dunkelblau gestreift, ein weißes Hemd mit kurzen Ärmeln und ein schwarzes Sammetmieder. Früher trugen sie noch kleine Sammethäubchen mit Bändern, jetzt

---

<sup>1</sup> ROEMMICH., H., S. 4.

<sup>2</sup> Russ. Ilovlja. Ein Fluss auf der Bergseite des deutschen Wolgagebietes.

<sup>3</sup> LIPHART, E. v., 19124, S. 69.

<sup>4</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 26-27.

<sup>5</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 6

aber tragen sie schwarze oder bunte Tücher. (...) Die Leute in diesem Dorf sollen aus dem Elsaß stammen, sagte der Lehrer. Sie haben so eine apartige Sprach: zum Regenschirm sagen sie Parable, und wenn sie lustig sind, sagen sie: wir machen uns pläsier. Zu Vater und Mutter sagen sie: päre und märe. Die Männer tragen im Winter aus selbstgewebtem Tuch sehr breite Hosen und eine Jacke mit Falten unter der Taille, genannt: Wams. Hohe schwarze Hüte, genannt: schap. (...) es ist ein großer, meist schöner Menschenschlag. (...)<sup>1</sup>

### 3.3. Historischer Hintergrund

Auf geschichtliche Ereignisse geht von Liphart speziell nicht ein. Sie nutzt diese lediglich als Hintergrund, auf den sie ihre poetischen Bilder aufstückt, vgl.:

In den siebziger Jahren sollten die Deutschen auch Soldaten werden, und wer das nicht wollte, verließ seine Heimat und floh nach Amerika. Heiners Schwester Marie, die gerade Braut geworden war, ließ sich trauen und zog mit ihrem Manne auch hin.<sup>2</sup>

Das wolgadeutsche Städtchen Balzer (heute Krasnoarmejsk) liegt auf der Bergseite der Wolga und war ein Zentrum der Sarpinka-Weberei, die sich von Sarepta aus im ganzen deutschen Wolgagebiet ausbreitete. Der Stoff, den die wolgadeutschen Weber produzierten, hieß Sarpinka. Auch dieses in ganz Russland bekannte Baumwollgewebe findet in den „Dorfgeschichten“ ihre Erwähnung, vgl.:

Es wurde sellemal viel erzählt von unseren Sarpinka-Händlern, dass bei der Ausstellung in Petersburg die Kaiserin sich solches Zeug genommen hat, und da wollten denn viele solch Zeug haben.<sup>3</sup>

Auch die Auswanderung eines Teils der Wolgadeutschen nach Amerika wird in den „Dorfgeschichten“ auf die genannte Weise mehrmalig thematisiert.

## 4. Lonsinger, August (1881- 1953): Durchbruch der literarischen Schallmauer

### 4.1. Lebenslauf

August Lonsinger wurde 1881 an der Wolga in der Kolonie Mühlberg (Ščertbakovka) in einer Lehrerfamilie geboren. 1896 absolvierte er die Zentralschule in Grimm und schlug wie sein Vater die pädagogische Laufbahn ein. Er war zunächst als Haus- und Volksschullehrer und ab 1901, nachdem er das Lehrerexamen bestanden hatte, als Gymnasiallehrer in Caricyn und Saratov tätig. 1913 soll Lonsinger an Sommerkursen teilgenommen haben, die der Germanist F. Wrede in Marburg veranstaltet hatte.<sup>4</sup>

Im Ersten Weltkrieg kam Lonsinger wie die meisten Wolgadeutschen an die türkische Front, obwohl Lehrer in der Regel nicht eingezogen wurden. Doch er war ein Sonderfall, weil er als Sozialist und „Unzuverlässiger“ galt. Er wurde daher auf die persönliche Anweisung des Saratower Gouverneurs hin einberufen. Seine Kriegserlebnisse kommen unter anderem in dem großen Gedicht „O teure Heimat“ zum Ausdruck.<sup>5</sup>

Nach dem Oktoberumsturz kehrte Lonsinger nach Saratov zurück. 1918 beteiligte er sich in der Gebietsabteilung für Volksbildung an der Neugestaltung des Schulwesens der Wolgadeutschen. Er stieg zum Oberinspektor für Sozialerziehung im Volkskommissariat für Aufklärung der ASSRdWD auf und arbeitete als Deutschlehrer und später als Dozent für Sprache und Literatur an der Universität Saratov. Die Teilnahme am Aufbau der neuen Schule betrachtete er als seine Pflicht, denn er war Pädagoge aus Berufung.

1935 wurde Lonsinger nach Kazachstan verbannt und konnte erst 1938 an die Wolga zurückkehren, wo er seine pädagogische Tätigkeit fortsetzte. Er verfasste Lehrbücher sowie methodische Anleitungen, war Inspektor für soziale Erziehung im Kommissariat für

---

<sup>1</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 54-55.

<sup>2</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 60-61.

<sup>3</sup> LIPHART, E. v., 1924, S. 59.

<sup>4</sup> DINGES, G., 1925, S. 300.

<sup>5</sup> LONSINGER, A., 1914, S. 1.

Volksbildung der ASSRdWD sowie Methodiker am Institut für Lehrerweiterbildung in Engels. Lonsinger schrieb drei Lehrbücher für Mathematik und gab ein Deutschlesebuch heraus. Sein Neffe Emil will 1918-1921 als Lehrer im Dorf Jost nach den Lehrbüchern seines Onkels unterrichtet haben.<sup>1</sup> Darüber hinaus verfasste er eine Vielzahl an Artikeln über verschiedene pädagogische Themen.<sup>2</sup>

Ende der 1930er Jahre arbeitete Lonsinger als Redakteur für den Deutschen Staatsverlag (Nemgosisdat).<sup>3</sup> Die Erinnerungen seiner einstigen Kollegen an den „aufgeschlossenen, geselligen Mann“ waren bis in die 1980er Jahre voller Lob und Dankbarkeit.<sup>4</sup>

Die Deportation verschlug ihn nach Sibirien, in die Region Krasnojarsk, wo der 60-jährige im Dorf Kornilovo als Buchhalter arbeiten durfte. Später übersiedelte er in das Rayonstädtchen Uzur, wo er 1953 verschied. Die Behauptung, Lonsinger habe die Deportation „nicht überlebt“, ist daher nicht zutreffend.<sup>5</sup> Obwohl es ihm gelungen war, einen Teil seiner Bibliothek nach Sibirien mitzunehmen, ging auch das nach dem Tode seiner Frau verloren. Das gleiche Schicksal ereilte sein Archiv.

## 4.2. Literarisches Werk

### 4.2.1. Erzählungen und Beiträge

A. Lonsinger begann seine literarische Tätigkeit bereits vor dem Oktoberumsturz. 1907 veröffentlichte er die Geschichte „Geh’ mer weck mit so ’ra Kultur“,<sup>6</sup> die er gegen die baltendeutschen Barone richtete, denen er unterstellte, das Land der Letten und Esten an sich gerissen und die legitimen Besitzer dieses Landes zu Leibeigenen gemacht zu haben. Die historischen Hintergründe der im Baltikum entstandenen Bodenordnung bleiben unaufgeklärt, doch Lonsingers Ansatz in der Zeit nach der ersten russischen Revolution, als im Lande die Reaktion im Vormarsch war, ist als ein mutiger Schritt anzusehen. Zumal da die Erzählung gleichzeitig ein Angriff auf die Zarenregierung bedeutete, die den Baronen den Rücken steifte.<sup>7</sup>

Aber der Erzählung liegt noch ein historisches Detail zugrunde, nämlich die Landnot der Wolgadeutschen. Die Barone warben die landarmen „deutschen Wolgabrüder“ für ihre Güter. Doch W. Ekkert u. R. Köln zufolge hassten die betroffenen Bauern das Lockwort „deutsche Brüder“, weil es sie an die verhassten Betrüder erinnerte<sup>8</sup>...

Einige Begebenheiten aus dem Dorfleben spinnt Lonsinger zu Geschichten:<sup>9</sup> So streiten in einer Erzählung die Kolonisten aus Kukkus, wie sie Kartoffeln anbauen werden. Es geht um die Landverteilung. Die Dorfreichen wollen das Land nach der Männerzahl in der Wirtschaft teilen. Die landarmen Bauern bestehen auf der Bodenverteilung nach der Zahl der Familienmitglieder, dabei verpassen die Bauern die Zeit und sind im Herbst gezwungen, die Kartoffeln für einen hohen Preis zu kaufen.

W. Ekkert und R. Köln führen den Flop der Bauern auf die Stolypinsche Reform zurück, die die Bauern angeblich „wirtschaftlich und moralisch ruinierte“.<sup>10</sup> Bei allem Respekt vor diesen Autoren muss darauf hingewiesen werden, dass hier abermals ihre bol’shevistische resp. kommunistische Gesinnung zum Ausdruck kommt: Sie verleihen nämlich einem Alltagskonflikt Klassencharakter. Man kann natürlich die Stolypinsche Reform als ein

---

<sup>1</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 235.

<sup>2</sup> LONSINGER, A., 1927; Ders. 1928; Ders. 1929.

<sup>3</sup> BELGER, H., S. 132.

<sup>4</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 235.

<sup>5</sup> FRÖSCHLE, H., S. 87.

<sup>6</sup> LONSINGER, A. 1907.

<sup>7</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 236.

<sup>8</sup> Ebenda.

<sup>9</sup> LONSINGER, A., 1908, *Mir nix, dir nix*.

<sup>10</sup> EKKERT; W./KÖLN, R., S. 237.

„wirtschaftliches“ und „moralisches“ Übel ansehen, gegebenenfalls drängt sich aber ein anderer Erklärungsansatz für das Missgeschick der Bauern auf, nämlich ihr Starrsinn.

Die Erzählung „s is alles Öl g'schlag, awer wie?!“<sup>1</sup> ist einem wirtschaftlichen Thema gewidmet. Es handelt sich darum, dass viele Mühlenverwalter nur auf eigenen Vorteil fixiert waren, von der Sache aber sehr wenig verstanden.

In „Wenigstens, wie ‚n Minister“<sup>2</sup> übt Lonsinger beißende Kritik „an der Obrigkeit“ aus, die er vom Stanovoj bis zum Minister angreift.

Darüber hinaus veröffentlichte Lonsinger Beiträge und Rezensionen. So erschien 1912 in der „Volkszeitung“ als „Brief“ die Rezension des Buches „Deutsche Kolonien in Russland“ von A. Lane, die A. Lonsinger unter seinem Pseudonym Kol'nijer A. L. veröffentlichte.<sup>3</sup> Dieser Beitrag enthält zahlreiche kritische Noten und teilt die glorifizierte Darstellung der süddeutschen Kolonisten durch A. Lane in vielerlei Hinsicht nicht.

### 4.3. „Nor net lopper g'gewa“

Als Lonsingers Hauptwerk und sein größtes Prosawerk darf wohl sein 1911 in Saratov veröffentlichte Roman „Nor net lopper g'gewa“ angesehen werden, in dem es sich um das Leben in einem wolgadeutschen Dorf im damaligen Russland während des Russisch-Japanischen Krieges handelt<sup>4</sup>

W. Ekkert und R. Köln interpretieren den Roman vom Standpunkt des sozialistischen Realismus aus. Sie rücken die „Klassengegensätze“ und das erwachende „Klassenbewusstsein“ in den Vordergrund, prangern die Ansprüche der Geistlichkeit „auf unbegrenztes Diktat“ im Schulwesen an und betonen „den energischen Widerstand der fortschrittlichen Lehrerschaft und der Bauern, die Differenzierung der intelligencija, die Bemühungen der progressiven Lehrer um die Verbesserung des Schulunterrichts und der kulturellen Entwicklung der Bevölkerung“.<sup>5</sup>

Der Protagonist des Romans, Johannes Walker, kommt als Lehrer für Russisch und Arithmetik in die Kolonie Eichenwald. Der junge Lehrer ist vom Wunsch beseelt, die Dorfbevölkerung aufzuklären und dazu beizutragen, dass in den Wolgakolonien „das Licht des Wissens über die Finsternis triumphiere“. Seine ehrgeizigen Pläne will er auf Antrieb umsetzen.<sup>6</sup> Unter dem Einfluss des Bauern Steinemeier wählt Walker zu seinem Lebensmotto die mundartliche Wendung „nor net lopper g'gewa“, vgl.:

Zum zweiten Mal hörte unser Johannes aus dem Munde des alten Balsers diese Worte „nor net lopper g'gewa“, und es kam ihm eine leise Ahnung, dass er wohl noch so manches mal diese Worte werde betätigen müssen.<sup>7</sup>

Und die Standhaftigkeit des jungen Lehrers, die seinen Auseinandersetzungen mit der Dorf-Obrigkeit zu entnehmen ist, wird sehr bald auf die Probe gestellt. „Eindringlich und mit dem Unterton der Verbitterung“ schildert Lonsinger dabei „die Bosheit und Schwerfälligkeit“ von Walkers eigenen Landsleuten, den missgünstigen Pastor Daunis miteinbezogen.<sup>8</sup> Zum Gegenstand des ersten Zerwürfnisses wird die Frage des Schulbeginns am 15. September, für den auch Walker plädiert (früher begann die Schule immer im Oktober, nachdem alle Feldarbeiten abgeschlossen waren). Das kommt in Walkers Gespräch mit dem Vorsteher zum Ausdruck, vgl.:

---

<sup>1</sup> LONSINGER, A., 1908, *Volkszeitung* vom 7. August.

<sup>2</sup> LONSINGER, A., 1909, *Volkszeitung* vom 16. Juli.

<sup>3</sup> KOL'NIJER, A.L., 1912, S. 2.

<sup>4</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 237.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., *ebenda*.

<sup>6</sup> KLEIN, K.K., S. 212

<sup>7</sup> LONSINGER, A., *ohne Jahr*, S. 18.

<sup>8</sup> KLEIN, K.K., S. 212.

„Die Schul muss bal' b'genna? Wer sagt's?“ unterbrach ihn der Vorsteher.

„Der Inspektor sagte mir: am 15. September mit den Anfängern und am 2. Oktober mit der ganzen Schule; und jeder wird doch begreifen, dass es die höchste Zeit ist.“

„No, des loß du der nor aus m Kop', am 15. September is bei uns noch ka Schul a'g'ganga, und mit so modische G'setza bleib du uns nor von dr Seit, do bischt du uns noch so jung d'rzu.“<sup>1</sup>

Es folgen weitere Auseinandersetzungen, in denen es um die Einführung der Lautiermethode sowie um die Schuleinrichtung, die Eröffnung einer Sonntagsschule für Erwachsene und die Anstellung einer „Kronsamme“ geht. Viele Berufskollegen Walkers sind sittlich verdorbene Kreaturen, die die Lehrerarbeit nicht ernst nehmen und dem Bacchus und Kartenspiel frönen. Der russische Lehrer Myslov, der sich aufrichtig bemüht, seinen deutschen Schutzbefohlenen unter die Arme zu greifen, verurteilt solche Kollegen und geht mit ihnen scharf ins Gericht. Vor diesem Hintergrund stellt Lonsinger die russischen Schulen als fortgeschrittenere dar, weil dort trotz des Einflusses „reaktionärer Kräfte“ bereits eine andere Atmosphäre herrschte.<sup>2</sup>

Heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit gehörten in Russland für einige Autoren schon vor 1917 zum unabdingbaren Bestandteil eines „progressiven“ Menschenbildes. Von dieser Mode-Erscheinung war wohl auch Lonsinger betroffen. Jedenfalls sind W. Ekkert und R. Köln der Meinung, er habe den deutschen Geistlichen unterstellt, sie seien bestrebt, sich und ihre Schäfchen von der „auführerischen“ Welt abzuschotten und sie in Unkenntnis der wahren Zusammenhänge zu lassen.<sup>3</sup> Hier muss aber betont werden, dass Lonsingers Verhalten zur Geistlichkeit mit dem zur Religion in seinem Schaffen nicht gleich zu setzen sind.

Aus guten Erwägungen heiratet Walker Steinemeiers Tochter Marik, die ihm geistig unterlegen ist. Der junge Lehrer ist aufrichtig bemüht, seine Frau glücklich zu machen und aufzuklären. Marik ist aber ein typisches Dorfmadchen und entspricht immer weniger Walkers Erwartungen. Die unglückliche Ehe und die nachträglich aufflackernde Liebe zur klugen Irma Fels beeinträchtigen den jungen Lehrer in seinem Vorhaben und führen zur Verbitterung und zu inneren Spannungen, die ihn nahezu einen Giftanschlag auf seine Frau verüben ließen. Er geht aus diesem inneren Konflikt „geläutert, aber nicht gestärkt“ hervor.<sup>4</sup> Seine Ehe mit Marik scheidet.

Während einer Fahrt in die Stadt, wo sich Walker die Genehmigung zur Eröffnung einer Sonntagsschule holen will, gerät er in einen heftigen Schneesturm, verliert die Orientierung und ist um ein Haar erfroren. Halbtot bringt man ihn ins Dorf., wo er dann stirbt.

W. Ekkert und R. Köln meinen, dass Lonsinger seinen Protagonisten sterben lässt, weil er „von der revolutionären Bewegung losgerissen war“. Ob das zustimmt, bleibt allerdings fraglich, denn für Ekkert und Köln ist Walkers Isolation von der revolutionären Bewegung verständlicherweise ausschlaggebend. Darauf sei nämlich ihrer Ansicht nach die Fruchtlosigkeit aller progressiven Ansätze Walkers zurückzuführen. Gleichzeitig sei es der Grund dafür, dass der Verfasser seinen Protagonisten dahinscheiden lässt.<sup>5</sup> Walker verabschiedet sich mit seinem Lebensmotto, „Nor net lopper g'gewa“, was als eine Mahnung aufzufassen sei: „Was ich nicht vermochte, das müsst ihr weiterführen. Es muss eine andere Zeit kommen“,<sup>6</sup> vgl.:

„Mein letzter ... Wunsch: Aufklärung, Liebe ... vor allem aber heißes Streben nach dem Guten ... Kämpfen für das Rechte und darin (er machte eine kleine Pause, und suchte mit den Augen nach jemand. Als seine Augen die des Schwiegervaters Balsler gefunden hatten, lächelte er zufrieden) und nor net lopper g'gewa“.

---

<sup>1</sup> LONSINGER, A., 1911, S. 16.

<sup>2</sup> Dieser Ansatz entsprach wohl damals der Wirklichkeit. Nach 1917 wurde es jedoch allmählich Usus, die Russen und das Russentum in allen Lebensbereichen als vorbildlich darzustellen, obwohl viele progressive Künstler, darunter auch russische, das als lästig empfanden..

<sup>3</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 238.

<sup>4</sup> KLEIN, K.K., S. 212.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 240.

<sup>6</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 239.

Langsam sanken die Augenlider herab ... und die Lippen schlossen sich für immer.<sup>1</sup>

Bemerkenswert scheint in diesem Zusammenhang die Parallele zu sein, die Ekkert und Köln von Lonsingers Roman zu Turgenews „Väter und Söhne“ ziehen. Turgenew habe nämlich seinen Bazarov sterben lassen, weil für diesen Menschenschlag die Zeit noch nicht reif war. Bei Lonsinger sei es umgekehrt: Walker sei für die brodelnde revolutionäre Zeit noch nicht reif gewesen.<sup>2</sup> Zusammenfassend lässt es sich wohl schlussfolgern, dass Johannes Walker ein typischer wolgadeutscher dörflicher Intellektueller der Periode 1905/07 war.<sup>3</sup>

#### 4.2.3. Hüben und drüben

Das nächste größere Prosawerk Lonsingers – die Erzählung „Hüben und drüben“ – wurde zum ersten Mal in der „Deutschen Volkszeitung“ veröffentlicht.<sup>4</sup> Die Handlung der Erzählung entfaltet sich vor dem Hintergrund der Auswanderung wolgadeutscher Bauern, die im Zuge der Stolypinschen Reform ruiniert worden sind, nach Amerika. Auch der Protagonist der Erzählung, der verarmte Bauer Peter Horn, sieht für sich und seine Familie keine Zukunft mehr an der Wolga und folgt dem Ruf seines Schwagers aus Amerika.

Ein wichtiges Motiv der Erzählung ist die Heimatliebe. So wird das Ehepaar Horn schon unterwegs nach Amerika, und zwar in Hamburg, vom Heimweh ergriffen, vgl.:

O du Heimatscholle! Welche Zaubermacht hast du in dir? Und ging es deinen Kindern daheim auch noch so schlecht, so sehnen sie sich doch nach dir zurück... Wer könnte all die Fäserchen beschreiben und nennen, durch welche die Menschenkinder an dich gebunden sind: dehnen tun sich die Fäserchen wohl, aber reißen – selten<sup>5</sup>...

Horn findet kein Glück in Amerika, außerdem plagt ihn die Nostalgie, und er kehrt schließlich nach Kaufenburg zurück. Doch die entbehrungsvolle Reise und das Leben in der Fremde haben auch negative Folgen. Peter Horn bildet sich ein, etwas Besonderes zu sein. Er nennt sich nur noch „Mister Horn“ und will seinen Sohn „Dschon“ vorteilhaft verheiraten. Während der Brautwerbung macht er den vermeintlichen Schwiegerleuten und geladenen Gästen vor, er sei in Amerika „Tiater-Direktor“ gewesen. Aber als er sich einen Rausch angetrunken hat, entlarvt er sich selbst, denn in Wirklichkeit war er in einer Düngerfabrik tätig, vgl.

Mister Horn wurde immer gesprächiger. Eben begann er: „Ihr wisst noch gar net, wie mir dort schaffa’: do steiht mer am Morga früh ’uf, zieht sein bloa Kittel a’, setzt sei Brill ’uf, un’ bind’t sich die Nas’ zu ...“

„Ja, wie dann am Morga?“ unterbrach ihn der Bastians Jerk, „du sagst doch, dass die Vorstellung im Tiater am Owe’d o’fanga’ tät?“

„No ja, wie sa’t ich dann? Ich wollt ach saga’ am Owed.“

„Der Tiaterdirektor zieht wol ’n bloa Kittel o’?“

„No ja doch, ’n Rock, ’n bloatücherna’, un do geht’s ja in die Fabrik ’nei, ...ich wollt saga: in’s Tiater nei’<sup>6</sup>...“

Auch in diese Erzählung handelt es sich um eine realistische Darstellung des Lebens in den deutschen Wolgakolonien. Nicht unbedeutend ist dabei der Umstand, dass sich der Verfasser einer saftigen volkstümlichen Sprache bedient, die er mit Sprichwörtern, Redensarten und Liedern würzt, was natürlich zur Echtheit der Darstellung beiträgt. K. K. Klein spricht der Erzählung, genauso wie dem Roman „Nor net lopper g’gewa“, „trotz kleinen Verzerrungen

---

<sup>1</sup> LONSINGER, L., 1911, S. 150.

<sup>2</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 240.

<sup>3</sup> SCHMIDT, D., S. 342.

<sup>4</sup> Die Erzählung hat mir als eine Kopie ohne Seitenangaben vorgelegen. Die aus der Erzählung zitierten Stellen konnten daher nur durch Angabe der einschlägigen Zeitungs-Nr. kenntlich gemacht werden.

<sup>5</sup> LONSINGER, A., 1909, Hüben und drüben, Nr. 24.

<sup>6</sup> LONSINGER, A., 1909, Hüben und drüben, Nr. 42.

und gelegentlichen Übertreibungen vor allem die unstrittige Echtheit, die der Erzähler seinem Stoff gab“.<sup>1</sup>

#### 4.2.4. Philipp Jab

Diese Erzählung verfasste Lonsinger ebenfalls vor dem Oktoberumsturz, und zwar 1915, also schon während des Ersten Weltkrieges.<sup>2</sup> Im Mittelpunkt der Geschichte steht die Familie Hof, deren Vermögen „dank der Umsicht des Vaters und der Sparsamkeit der Mutter“ mehr und mehr wächst, bis sie endlich als reiche Leute gelten. Der Familienvater, Hubert Hof, heiratet nach dem Tode seiner Frau zum zweiten Mal. Er hat aus erster Ehe einen Sohn, Philipp Jab, und zwei Söhne, Peter und Hubert, aus zweiter Ehe. Der „große Kinderfreund“ Philipp Jab pflegt mit seinen Halbbrüdern freundlichen, brüderlichen Umgang. Aber nachdem er geheiratet hat, kommt es in der Familie zu Spannungen, vgl.:

Der Philipp Jab heiratete.

Die Schwiegertochter Susanna, kurzweg Suse, war eine hübsche, aber eigenwillige Person, die es recht bald verstand, den guten Philipp Jab um den Finger zu wickeln.

Gleich am Anfang ärgerte es sie nicht wenig, wenn ihr Mann mit den kleinen Brüdern so freundlich war; sein zärtliches „Getue“ war ihr verhasst; und sie verspottete ihn darob so lange, bis er in ihrer Gegenwart nicht mehr wagte, die Buben zu liebkosen.<sup>3</sup>

Susanne gelingt es allmählich, dem gutgläubigen Philipp Jab einzutrichern, dass er und ihr Kind stiefmütterlich behandelt würden, vgl.:

„Ja, mer seht’s ewa, dass dr Philipp Jab der Stiefsoh’ is, un des muss aach schon sei klaa’ Kend fühla’.“<sup>4</sup>

Mutter Lowis, die Schwiegermutter, muss mit großem Schmerz beobachten, wie der ältere Bruder gegen die jüngeren immer kälter wird und wie auch letztere ihre Zutraulichkeit zu ersterem verloren. In der Familie entstand eine Situation, die Lonsinger wie folgt schildert:

Wenn die tief eingewurzelte Abneigung gegen sie (die Schwägerin – **Anm. des Verfassers R. K.**) nicht offen zum Ausdruck kam, so war das das Verdienst der Mutter Lowis, die ihren Kindern von klein auf Respekt und Gehorsam gegen ältere eingepägt hatte.

Der Vater Hubert war so in die Leitung seiner umfangreichen Wirtschaft vertieft, dass er wenig davon merkte, welche Spaltung sich in seiner Familie angebahnt hatte.<sup>5</sup>

Nach dem Tode des Hausherrn merkt Philipp Jab, dass er auf dem Holzweg ist und nimmt sich vor, sich mit den Halbbrüdern und der „Mutter“ auszusöhnen. Als seine Frau versucht, ihn umzustimmen, sagt er:

„Schweig still un mach mer die Motter net meh schlecht, oder ich weis der, was du noch net gseh’ hoscht. Wann die Motter gwohlt hätt, hätt sie mer gar nix gewa brauchta’ und so bringt sie mer her ins Haus 700 Rubel; do seht doch jederaaner, dass du ra’ Unrecht tuscht. Und ich leid’s net meh, dass du mer mei’ Freindschaft schlecht machscht!“<sup>6</sup>

Doch während sich in der Familie Hof die Wellen der internen Auseinandersetzungen zu glätten scheinen, zieht eine weltweite Katastrophe heran – der Krieg. Die Halbbrüder Philipp Jab und Peter, die in die kämpfende Truppe eingezogen werden, fallen beide im Krieg. Ekkert

---

<sup>1</sup> KLEIN, K.K., S. 212.

<sup>2</sup> Die Erzählung wurde in Fortsetzungen in der „Volkszeitung“ veröffentlicht. Sie hat mir ebenfalls als eine Kopie ohne Seitenangabe vorgelegen. Die zitierten Stellen können daher nur durch Angabe der einschlägigen Kapitel ausgewiesen werden.

<sup>3</sup> LONSINGER, A., 1915, Kap. 1.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 1915, ebenda.

<sup>5</sup> LONSINGER, A., 1915, ebenda.

<sup>6</sup> LONSINGER, A. 1915, Kap. 6.



und Köln sind der Meinung, dass Lonsinger auch in dieser Erzählung „seinem Prinzip der realistischen Darstellung und der „nationalen Färbung“ treu bleibt.<sup>1</sup> Außerdem sei die Erzählung aus ihrer Sicht „ein leidenschaftlicher Mahnruf, Gutes zu tun“; sie betonen außerdem „die leidenschaftliche Anklage des Krieges, in der unverkennbar klassenbewusste Töne mitklingen“.<sup>2</sup>

#### 4.2.5. Wandlungen

W. Ekkert und R. Köln sind der Meinung, dass die intensive pädagogische Tätigkeit und die Arbeit im Deutschen Verlag (Nemgosisdat) Lonsinger daran hinderten, größere Prosawerke zu verfassen.<sup>3</sup> Dennoch erschien 1924 seine Erzählung „Wandlungen“<sup>4</sup>

Fritz Schäfer und Heine Wehrfeld, Protagonisten der Geschichte, stammen beide aus wohlhabenden Familien, gehen aber verschiedene Wege. Fritz nimmt an den Studentenunruhen in Kiew teil. Er wird von der Polizei verfolgt, kehrt in sein Heimatdorf zurück und arbeitet dort in der Mühle seines Vaters.

Heine macht nach dem Tode seines Vaters Pleite und tritt den Dienst in einem Manufakturgeschäft an. Es folgen die Entbehrungen des Krieges, Revolution, Sturz der Selbstherrschaft, Machtantritt der Bolschewisten. und die damit zusammenhängende Verstaatlichung des Privateigentums. Heine hat sich der neuen Macht angepasst, aber als er mobilisiert und an die Front geschickt wird, wird er fahnenflüchtig und schließt sich den „Weißen“ an.

Fritz' revolutionäre Vergangenheit nützt ihm nichts, er wird von den neuen Machthabern verfolgt, nimmt einen anderen Namen an und lebt in ständiger Angst erkannt zu werden. Er kommt als Gustav Winter nach Char'kov, nimmt als Delegierter an einer Arbeiterkonferenz teil, auf der beschlossen wird, alle Kräfte für den Kampf mit den Weißen zu mobilisieren. Fritz fügt sich diesem Beschluss und ergibt sich in sein Schicksal. Er wird verwundet, gerät in die Gefangenschaft und kommt als Deutscher zum Verhör in die deutsche Abteilung. Hier wird er von... Heine verhört, der bei den Weißen inzwischen als „bester Spion“ gilt und nun Fritz zum Verrat bewegen will. Doch Fritz ergreift blitzschnell den Revolver des Vernehmenden und schießt ihn nieder, worauf er selbst erschossen wird.

#### 4.2.6. Lonsingers Lyrik

Ekkert und Köln behaupten, dass Lonsingers Neffe, Emil Lonsinger, „ein dickes Heft mit akkurat eingetragenen Gedichten“ aufbewahrte.<sup>5</sup> Das Heft soll 48 Gedichte aus den Jahren 1913 bis 1952 enthalten, und zwar „von Liebeslyrik bis zu zorngefüllter politischer Dichtung“. Nicht alle dieser Gedichte seien „gleichwertig“, bemerken Ekkert und Köln und akzentuieren dabei verständlicherweise vor allem solche Verse, in denen die „Sowjetmacht“ im positiven Licht erscheint, wie etwa im Gedicht „Sonne“<sup>6</sup>, vgl.:

Sie schaut ganz verklärt ihrem Kind ins Gesicht:  
Es leuchtet und sprüht aus den Augen wie Licht.  
Muss eilen, Genossen, s'ist spät - schon halb zehn,  
ich muss zur Kinderkrippe noch gehen,  
dort wird es betreut und versorgt und bewacht,  
bis meine tägliche Arbeit vollbracht.  
Sie eilet von dannen im sonnigen Schein.  
Bist selbst eine Sonne für's Kindelein dein.

---

<sup>1</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 242.

<sup>2</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., ebenda.

<sup>3</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 243.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 1924.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 244.

<sup>6</sup> Zit. nach EKKERT, W./KÖLN, R., S. 245.

Als seine Nichte in den Komsomol aufgenommen worden war,<sup>1</sup>soll ihr Lonsinger das Gedicht „Jugend“ gewidmet haben, in dem es folgende Zeilen gibt:

... Ich bin auch gern bereit,  
mit Jungen froh zu sein  
trotz Gram und Leid!

In diese Worte habe Lonsinger der Auffassung von Ekkert und Köln zufolge „seinen Lebensoptimismus“ gelegt.<sup>2</sup> Was hat es aber mit dem „Gram und Leid“ eines zum zweiten Mal verbannten Autors auf sich, der in einem Jahr nach der Entstehung dieses Gedichts verstarb? Das ist wohl nicht schwer zu erraten, und Ekkert und Köln wussten es sicherlich auch. Sagen konnten sie es 1981 noch nicht.

Ich habe zu dem von W. Ekkert und R. Köln genannten „Heft E. Lonsingers“ bisher keinen Zugang bekommen. Und kann mich nur auf die wenigen veröffentlichten Gedichte A. Lonsingers berufen, die darauf schließen lassen, dass sich die von Ekkert und Köln genannten Motive seiner Lyrik in Gemeinplätzen bewegen. So ist seiner Lyrik eindeutig zu entnehmen, dass er sich unter anderem auch der Religion zugewandt hat, vgl.:

Glück und Unglück, Freud und Schmerz  
Ziehen durch des Menschen Herz.  
Endlich nach der Jahre Lauf  
hört das Herz zu schlagen auf,  
selig, wer dann sagen kann:  
„Ich habe meine Pflicht getan!“<sup>3</sup>

Noch deutlicher kommt das im Gedicht „Vereint“ zum Ausdruck:

.....  
Wann, o Herr! Erlang den Frieden  
Ich, den du verkündet hast,  
Welchen ich erstreb hienieden,  
Bis das Auge mir erblasst?

Sollten steigen solche Fragen  
Einst aus deinem Herzen auch,  
Nicht nur in den Freudentagen,  
Sondern auch, wenn trânt das Aug’:

Wenn du, trotz der Freunde Menge,  
In dem Schmerz willst einsam sein,  
Und du rufest im Gedränge:  
„Friede gib dem Herzen mein!“

Dann zerfließen uns’re Seelen  
Ja in eins in diesem Ruf;  
So vereint woll’n wir empfehlen  
Uns dem Gotte, der uns schuf.<sup>4</sup>

Außerdem greift Lonsinger Motiv der Heimatliebe nicht nur in seiner Prosa auf, sondern auch in der Lyrik, vgl.:

Da drängt sich plötzlich,  
gar lieb und mild,  
in meine Andacht  
ein trautes Bild:

<sup>1</sup> D. i. der Kommunistische Jugendverband in der ehemaligen Sowetunion.

<sup>2</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 245.

<sup>3</sup> Zit. nach Lonsinger, A. aus „Philipp Jab“.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 1911/1, S. 47.

Die breite Straße,  
das blaue Tor,  
des Hauses Giebel,  
der Baum davor:  
Dort in dem Schatten  
Mein Liebchen steht;  
ihr weißes Tüchlein  
im Winde weht.

„Komm glücklich wieder,  
du teurer Mann!“  
so klingt's zum Abschied  
von fern heran...<sup>1</sup>

Bemerkenswert ist, dass dieses Gedicht im Jahre 1923 erneut, aber mit zahlreichen Abänderungen veröffentlicht wurde.<sup>2</sup> Hier soll nur auf die auffallendsten hingewiesen werden. Die Verse der Fassung von 1914, in denen das hurrapatriotische Motiv zum Ausdruck kommt, vgl.:

Gott schütze gnädig  
Uns, tapfre Schar!  
Heil unsrem Lande!  
Heil unsrem Zar!<sup>3</sup>

ist in der Fassung von 1923 gestrichen worden. Das gilt auch für folgende Verse, die ebenfalls gestrichen worden sind:

Ich sterbe freudig  
fürs Vaterland  
und meine Scholle  
am Wolgastrand...<sup>4</sup>

Andererseits sucht man in der Fassung von 1914 folgende Verse vergebens:

Mein Fluch euch Henkern am Throne dort,  
Die ihr eronnen den Völkermord!

Bemerkenswert ist, dass es 1923 noch möglich war, die „Reichsdeutschen“ als „Brüder“ zu bezeichnen (1914 wäre das natürlich unvorstellbar, nach 1933 sowieso), vgl.:

Ich sterbe elend in fremdem Land  
von einer Kugel aus Bruderhand.<sup>5</sup>

Die Differenzen in verschiedenen Fassungen des Gedichts lassen die Frage danach aufkommen, ob es sich hier um Zugriffe der Zensur handelt, oder ob es schlicht und einfach Anpassungen sind, die der Verfasser selbst vorgenommen hat? Was die Fassung von 1914 betrifft, so kann man sich nur schwer vorstellen, dass Lonsinger, der ja zu dieser Zeit als „Tolstojaner“ pazifistisch eingestellt war, plötzlich zum „blutigen Streit für den Zaren“ aufgerufen hätte, was das „Intervinieren“ der Zensur nahelegt. Andererseits wäre es undenkbar, eine solche Version nach dem Oktoberumsturz zu veröffentlichen. Aber in diesem

---

<sup>1</sup> LONSINGER, A., 1914.

<sup>2</sup> LONSINGER, A., 1923.

<sup>3</sup> LONSINGER, A., 1914.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., ebenda.

<sup>5</sup> LONSINGER, A., 1923.

Fall kann man nicht ausschließen, dass der Verfasser selbst eingegriffen hat, zumal da die „Einschübe“ in der Fassung von 1923 nicht nur mit der damals herrschenden bol'shevistischen Ideologie konform sind, sondern auch der pazifistischen Einstellung des Verfassers nicht widersprechen.

### 4.3. Lonsingers Weltbild

Vor seiner Einberufung an die Front war Lonsinger unter anderem auch karitativ tätig. So begrüßte er die Einrichtung des „Lazaretts der deutschen Bevölkerung der Gebiete Saratov und Samara“ in Saratov. Die „Volkszeitung“ veröffentlichte seinen flammenden Aufruf zu Geld- und Sachspenden „An die Intelligenz der deutschen Gemeinden des Wolgagebietes“, in dem es abschließend heißt: „Greifen Sie alle zusammen, damit wir bald im Stande sind, kranke und verwundete Krieger in unser Lazarett aufzunehmen, und dass auch jeder sagen muss: Die Wolgadeutschen haben's gut gemacht.“<sup>1</sup> Haben sie auch. Nur, „gesagt“ haben es danach nur Wenige. Erfasst von der steigenden Welle der Deutschfeindlichkeit, wären die Wolgadeutschen schon damals um ein Haar aus ihren Häusern und ihrem angestammten Siedlungsgebiet geworfen worden.

„Kennzeichnend für das Werk August Lonsingers sind der Realismus, die wahrheitsgetreue Gestaltung des Lebens der Wolgadeutschen – in erster Linie der Bauern und Lehrer -, der Reichtum an Sprichwörtern, Redewendungen, die Schilderung der Sitten und Bräuche, kurzum das, was man nationale Prägung nennt.“<sup>2</sup> An dieser Behauptung wäre eigentlich nichts auszusetzen. Problematisch wird es aber m. E., wenn Ekkert und Köln die religiösen Motive im Schaffen Lonsingers lediglich als „Tribut an seine Zeit“ interpretieren.<sup>3</sup> Diese These leiten sie unter anderem vom inneren Monolog Walkers im Kapitel IX des Romans „Nor net lopper g'gewa“ ab. Das Kapitel wird mit der Auseinandersetzung Walkers und des Pastors Daunis eingeleitet, die am Sonntag vor dem Gottesdienst stattfindet. Und Walker geht danach nicht in die Kirche, sondern in den Wald, weil er meint, dass „seine Gedanken doch nicht bei der Predigt sein würden, wenn er jetzt zum Gottesdienst erschiene. Auch wünschte er mit seinem Gotte allein zu sein.“<sup>4</sup> Und der Abschluss des Kapitels ist noch aufschlussreicher, vgl.:

Er vernahm das Vaterunserläuten vom Dorfe her... Er faltete seine Hände, und inbrünstig entrang es sich seiner Brust: „Dein Reich komme...“ Er ließ sich am Rande der Quelle nieder, er vergaß alles um sich her, ihm war so weich ums Herz. Er reckte die Arme aus, als ob er jemand umfassen wolle, ihm ward die Brust so weit von Liebe, dass er glaubte, die ganze Welt mit diesem Bande umschlingen zu können. Er wusste sicher und gewiss:<sup>5</sup> „Gott ist gegenwärtig.“<sup>5</sup>

Ist das auch „ein Tribut an die Zeit“? Wenn dieses Kapitel etwas beweist, so ist es m. E. das Gegenteil dessen, was Ekkert und Köln intendieren wollen. Und das bestätigen sowohl die bereits zitierten Verse von Lonsinger als auch seine Prosa. Hier nur ein Auszug aus der Erzählung „Philipp Jab“:

Eben kam er an dem Lande eines Bauern vorbei, der seine Kinder und Arbeiter um sich geschart hatte und mit ihnen den Choral „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ sang. Philipp Jab sang zuerst leise, wie zaghaft, mit. Als die Melodie aber bei den letzten Versen der ersten Strophe:

Kommet zuhauf,

---

<sup>1</sup> LONSINGER, A., 1914, Nr. 77, ohne Seitenangabe.

<sup>2</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 239.

<sup>3</sup> EKKERT, A./KÖLN, R., ebenda.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 1911, S. 45.

<sup>5</sup> LONSINGER, A., a. a. O., S. 47

Psalter und Harfe, wacht auf!  
Tönt dem Erhalter zur Ehre!

in ein erhebendes Jubilieren und Jauchzen übergang, da fiel er aus tiefstem Herzen mit voller Stimme ein ; auch als er den Gesang nicht mehr vernehmen konnte, da sang er die Strophe des Chorals noch einmal allein von vorn.<sup>1</sup>

Damit soll nicht der Eindruck erweckt werden, A. Lonsinger sei ein religiöser Eiferer gewesen. Das war er mit Sicherheit nicht. Seinem großen, in der Mundart verfassten Gedicht „St. Michael un d'r deitscha Michel“, das er 1922, also schon in der Sovet-Zeit, veröffentlicht hat, ist sogar unverblümete Ironie zu entnehmen.<sup>2</sup> Trotzdem lässt sein literarischer Nachlass aus der vorrevolutionären Zeit darauf schließen, dass die Religion für ihn mehr war als nur „Tribut an seine Zeit“. Der Anfang seines Märchens „Dein wichtigstes Wort“ bestätigt das aus meiner Sicht eindeutig, vgl.:

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne streiften nur noch die Wipfel der Bäume, den Kirchturm und den „Glockenstuhl“.

Bald wurden auch letztere grau; nur schienen die Sonnenstrahlen länger bei dem vergoldeten Kreuze auf dem Kirchturme zu verweilen: dasselbe erstrahlte in vollem Glanze und hob sich doppelt von diesem dämmerigen Hintergrunde ab, gleichsam als wollte es die Aufmerksamkeit aller Dorfbewohner auf sich lenken, und sie an den erinnern, der an diesem abscheulichen Marterholze sein Leben hingegeben, ein Leben voller Liebe und Erbarmen...<sup>3</sup>

Dass die Bauern in Lonsingers Werken „selbst über ihre religiöse Blindheit und Dummheit spötteln“,<sup>4</sup> beweist in Bezug auf Lonsingers Einstellung zum christlichen Glauben gar nichts. Das gilt auch für die von Ekkert und Köln in diesem Zusammenhang zitierten „Reminiszenzen“ des Lehrers Walker, nämlich: „Wird man uns unser eigenes Entwicklungsrecht nehmen, dann müssen wir eben abwarten, bis bessere Zeiten kommen.“<sup>5</sup>

Heute wissen wir, dass man den Wolgadeutschen ihr „Entwicklungsrecht“ auf brutale Art und Weise weggenommen hat: 1918 schickte Stalin ins Gebiet der Wolgadeutschen den deutschen Kriegsgefangenen E. Reuter, den späteren Bürgermeister von West-Berlin, der damals Kommunist war, und K. Petin, der als ČK-Chef etabliert wurde. Unter der Leitung dieser landfremden Parteifunktionäre wurde das auf breiter demokratischer Grundlage gewählte Deutsche Zentralkomitee Schritt für Schritt mit terroristischer Gewalt zurückgedrängt, um im wolgadeutschen Gebiet, das bolschewistische Regime einzuführen.<sup>6</sup>

Macht man sich mit dem Lebenslauf Lonsingers eingehender vertraut, bekommt man den Eindruck, dass der Protagonist seines Romans „Nor net lopper g'gewa“, Johannes Walker, Persönlichkeitszüge des Verfassers erkennen lässt. Auch Lonsinger ging es vor allem „um mehr Gerechtigkeit und Bildung für seine wolgadeutschen Landsleute“. <sup>7</sup> Es liegt nahe, darauf zu schließen, dass er sich aus diesem Grunde dem „Bund der Sozialisten des deutschen Wolgagebietes“ anschloss und eines der führenden Mitglieder dieses Verbandes wurde. Die Sovetmacht lehnte er aber zunächst ab. „Die Sovets sind uns aufgezwungen worden. Da ist nichts zu diskutieren“, konstatierte er.<sup>8</sup> Und die „besseren Zeiten“, von denen eine seiner handelnden Personen geträumt hatte, kamen eigentlich niemals – nach den gewaltsamen Requisitionen, die bereits während des Bürgerkriegs eingeführt worden waren, wurde das Deutsche Wolgagebiet 1921 von furchtbarer Hungersnot heimgesucht. Es folgten die

<sup>1</sup> LONSINGER, A., 1915, Kap. VII.

<sup>2</sup> LONSINGER, A., 1922, S. 3-4.

<sup>3</sup> LONSINGER, A., 1908, S. 2.

<sup>4</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 239.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., ebenda.

<sup>6</sup> KORN, R., 2015, S. 236-245.

<sup>7</sup> EISFELD, A., 1985, S. 13.

<sup>8</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 71.

Kollektivierung (wiederum gewaltsam), erneut die Hungersnot und danach die Zwangsverschleppung der gesamten Volksgruppe nach Nordkazachstan und Sibirien. Ein Schlag, von dem sich die Wolgadeutschen nicht mehr erholt haben...

Lonsinger soll eine Zeitlang unter dem Einfluss der Philosophie von L. Tolstoj gestanden haben,<sup>1</sup> der bekanntlich die Ansicht vertrat, dass der Mensch sich mit Gewalt nicht verteidigen darf. Auch wenn ihm Gewalt angetan wird.<sup>2</sup> (Verzicht auf Widerstand gegen das Böse). Tolstojs Gedankengut macht sich in Lonsingers Roman „Nor net lopper g'gewa!“ bemerkbar. Es lässt sich etwa der Äußerung des Protagonisten J. Walker entnehmen, vgl.:

„Gehe in dich! Denn einer der größten Denker aller Zeiten, Tolstoi, sagte: ‚die Tür geht am meisten nach dir zu auf, wenn du ins Haus gehst‘.“<sup>3</sup>

Aber Walkers Religions- und Kulturprogramm lässt erkennen, dass er es beim „passiven Widerstand“ allein nicht bewenden lässt, vgl.:

Du sollst nicht fluchen! ... haben wir gelernt sondern das Böse vielmehr mit Gutem überwinden ... ganz richtig, als Regel ..... Aber wenn wir es mit Menschen zu tun haben, die kein Gewissen haben, die alles edleren Empfindens bar sind, denen mit Freundlichkeit ganz und gar nicht beizukommen ist? Sollte man da, als Ausnahme, nicht auch einmal etwas derber zuschlagen?<sup>4</sup>

Und Walker widersetzt sich tatsächlich seinen Kollegen und Behörden, wenn diese „dem Volk feindlich gesinnt sind“.<sup>5</sup>

Lonsinger selbst hat das Tolstojanertum offensichtlich schnell überwunden. Jedenfalls weist in seinen Werken nur der pazifistische Gedanke auf Tolstojs Einfluss hin, was einer der Gründe dafür war, dass er als „unzuverlässlich“ galt. Ob Lonsinger im Jahre 1906 Tolstoj tatsächlich besucht hat, wie manchmal behauptet wird,<sup>6</sup> bleibt fraglich. Das von Ekkert und Köln erwähnte Foto von 1905, auf dem Lonsinger mit einem seiner Freunde „in losen Hemdblusen, wie sie bei Tolstojanern Mode waren, und mit einem großen Bart“ zu sehen ist,<sup>7</sup> räumt die Bedenken in Bezug auf den genannten Besuch nicht aus.

#### 4.4. Ethnographische Tätigkeit

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnete sich immer deutlicher die Auflösung der traditionellen Gemeinden an der Wolga ab. Es wurde offensichtlich, dass dieser Prozess den Niedergang der materiellen und kulturellen Güter der Wolgadeutschen nach sich ziehen wird. Vor diesem Hintergrund erfuhr die Gedankenwelt und die Aufklärungstätigkeit von Johannes Walker, Protagonist des Romans „Nor net lopper g'gewa“ von A. Lonsinger, im Kreis der Intellektuellen hohe Resonanz. Es entstand eine Diskussion über die Dringlichkeit der Pflege und Erhaltung des Kulturerbes der Wolgadeutschen. Außerdem jährte sich 1914 zum 150. Mal der Gründungstag des ersten wolgadeutschen Dorfes Dobrinka, den man festlich begehen wollte.

Dieser geistige Aufschwung regte P. Sinner und J. Erbes dazu an, die Volkslieder und Rätsel der Wolgadeutschen zusammenzutragen und 1914 zu veröffentlichen, im gleichen Jahr gab D. Kufeld seinen „Küster Deis“ heraus und Pastor G. Beratz und Lehrer A. Hunger schrieben das Schauspiel „Fest und treu oder der Kirgisenmichel und die schön`Ammi aus

---

<sup>1</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 239-240.

<sup>2</sup> STAUB, K.

<sup>3</sup> LONSINGER, A., 1911, S. 239-240.

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 1911, S. 71-72.

<sup>5</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 239.

<sup>6</sup> R. Keil stellt das als erwiesen dar, nennt dabei das Jahr 1908, bringt aber, wie es für ihn typisch ist, keinen Nachweis dafür.

<sup>7</sup> EKKERT, W./KÖLN, R., S. 240.

Pfannenstiel. Historisches Festspiel zum 150-jährigem Jubiläum der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der unteren Wolga. In drei Akten“.

Die Volkskundlerin E. Dinges begann um diese Zeit die Sammelarbeit in den Kolonien, wobei sie sich nicht nur mit der musealen Erfassung wolgadeutschen dinglichen Gutes beschäftigte, sondern auch Sprichwörter, Redensarten, Rätsel und Schwänke in den Kolonien zusammentrug,<sup>1</sup> die von A. Engel-Braunschmidt zum Teil veröffentlicht worden sind.<sup>2</sup> Im Zuge dieser geistigen Regungen initiierte kein anderer als Ferdinand von Wahlberg die Gründung einer Sektion für die Geschichte der Wolgakolonien beim „Saratower Deutschen Verein“. Die Sektion setzte sich zum Ziel, Schriftstücke, Urkunden und materielle Kulturgüter zusammenzutragen, die systematisiert, erforscht und in einem „Kolonistenmuseum bei dem Verein“ untergebracht werden sollten. A. Lonsinger, der diese Idee leidenschaftlich unterstützte, wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden der Sektion gewählt. 1925 wurde in Pokrovsk (heute Engels) das Zentralmuseum der ASSR der Wolgadeutschen gegründet. A. Lonsinger, der im selben Jahr sein Manuskript „Sachliche Volkskunde der Wolgadeutschen (Siedlung, Obdach, Nahrung, Kleidung)“ abgeschlossen hatte, war einer der rühmlichsten ehrenamtlichen Mitarbeiter des Museums. Sein Manuskript enthielt Ergebnisse der in nahezu hundert Dörfern unter seiner Leitung vorgenommenen volkskundlichen Erhebungen. Das genannte Manuskript wird in der Engelser Filiale des Staatsarchivs des Gebiets Saratov aufbewahrt (EFGASO).<sup>3</sup> Im Jahre 2004 hat V. Herdt dieses Manuskript zum Druck vorbereitet, danach veröffentlicht und in Buch-Form der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.<sup>4</sup>

Zwischen der Fertigstellung des Manuskripts und seiner Veröffentlichung liegen 77 Jahre. In dieser Zeit fanden Ereignisse welthistorischen Ausmaßes statt. Die Deportation der Wolgadeutschen im Jahre 1941 nach Kazachstan und Sibirien leitete den völligen Untergang des Wolgadeutschtums ein. Da die Wolgadeutschen aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit zu Staatsfeinden erklärt worden waren, wurden sie auf brutale Art und Weise enteignet. Die Beschlagnahme ihrer Häuser und ihres Hausrats sowie die gezielt verstreute Ansiedlung in Verbannungsorten entzog der Erforschung ihrer Ethnographie jede Grundlage. Dem Vorwort des Manuskripts von Lonsinger ist zu entnehmen, dass der Verfasser in gewisser Hast arbeitete, ja man bekommt den Eindruck, dass er dunkle, schlimme Vorahnungen hatte, vgl.:

Diese bescheidene Arbeit erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn ich weiß, dass die gründliche Erforschung der sachlichen Volkskunde einer nationalen Einheit<sup>5</sup> eine langwierige, eigentlich nie zu erschöpfende Sache ist. Dazu sind aber, außer einer großen Spanne Zeit, auch eine bestimmte fest gefügte und in ihren Gliedern wohl geschulte Organisation und viel Geld nötig. Ich befürchte, dass wir in den nächsten Jahren weder dies noch jenes haben werden; daher fühle ich mich verpflichtet, meine, wenn auch in manchen Teilen noch unvollkommene, Arbeit „Sachliche Volkskunde der Wolgadeutschen“ zu veröffentlichen.“<sup>6</sup>

Die Vorahnungen Lonsingers haben sich leider bestätigt. Sein Manuskript, das uns glücklicherweise erhalten geblieben ist, hat erst 2004 das Licht der Welt erblickt. Wir haben es also August Lonsinger zu verdanken, dass er die geistige und dingliche Welt der Wolgadeutschen nicht nur in seinen literarischen Werken der Nachwelt überliefert hat, sondern auch durch seine volkskundlichen Untersuchungen.

## **5. Emich, Adam (1872-1937): Die Heimat, die tut ja so weh...**

### **5.1. Lebens- und Leidensweg**

<sup>1</sup> Einige Druckvorlagen für ihren Text finden sich in: *Beiträge zur Heimatkunde des deutschen Wolgagebietes*, siehe DINGES, E., 1923.

<sup>2</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1993, S. 66-69.

<sup>3</sup> EFGASO, F. R.1831, Op. 1, 242-243

<sup>4</sup> LONSINGER, A., 2004.

<sup>5</sup> Lonsinger meint die Wolgadeutschen.

<sup>6</sup> LONSINGR, A., 2004, S. 13.

Spinne, Schicksal, spinne,  
Spinne fein und dünne  
Meinen Lebensfaden ein.  
Webe seicht die Freuden,  
Webe dicht die Leiden,  
Webe mir nur Seelenruh' hinein. (Adam Emich)

Diese Worte aus der Feder von Adam Emich hat seine Tochter, Thea Emich, als Motto an den Anfang ihres Beitrags „Vaters Schicksal“ gesetzt.<sup>1</sup> Man kann aber vorgreifend feststellen, dass es Adam Emich, wie so vielen wolgadeutschen Intellektuellen, nicht beschieden war, diese heiß ersehnte „Seelenruh“ zu erlangen. Bis zu seinem tragischen Ende im Gefängnis der Stadt Ufa, wich ihm die bolschewistische Geheimpolizei nicht von den Fersen.

Er wurde 1872 in Katharinenstadt an der Wolga in einer Bauernfamilie geboren, besuchte hier die Gemeinde- und anschließend die so genannte Zentralschule, die er 1891 beendete. Danach begann er seine Arbeitstätigkeit als Hauslehrer bei den Gutsbesitzern Keilmann und Fink. Dann wurde er Küstergehilfe<sup>2</sup> in den Kolonien Krasnojarsk und Boregard und bereitete sich gleichzeitig extern auf das Volkslehrer-Examen vor, das er in Vol'sk bestand und das ihn berechnete, 1893 in Kukkus die Landamtslehrer-Tätigkeit auszuüben.

Der junge Lehrer hatte insgesamt 83 Schüler in vier Gruppen zu unterrichten und gab sich seiner Aufgabe mit brennendem Eifer hin. Die Ergebnisse ließen nicht lange auf sich warten: Nach vier Jahren hatte er sich einen chronischen Rachenkatarrh zugezogen und musste auf Rat der Ärzte seine Lehrertätigkeit zunächst unterbrechen.<sup>3</sup>

Im Sommer 1898 ging er nach Moskau, wo seine Schwester lebte, und arbeitete dort zuerst als Rechnungsführer und dann als Buchhalter in einer Firma. Seine arbeitsfreie Zeit widmete er der autodidaktischen Bildung, besuchte Bibliotheken und nahm Privatstunden in Latein.

1905 kehrte Emich an die Wolga zurück, ließ sich in Saratov nieder und nahm 1912 erneut die Lehrertätigkeit auf, und zwar an der Katharinenstädter Zentralschule, die er einst selbst absolviert hatte. Hier unterrichtete er Deutsch, Geographie und Geschichte.<sup>4</sup>

Nach 1917 stellte sich Emich vorwiegend gesellschaftspolitischen und journalistischen Aufgaben, aber seine pädagogische Tätigkeit hingte er niemals an den Nagel. So war er 1925 als Lehrer an der deutschen Schule in Saratov tätig und unterrichtete an der konsumgenossenschaftlichen Fachschule in Pokrovsk. Doch damit nicht genug, er war eine Zeitlang Schriftleiter des pädagogisch ausgerichteten „Wolgadeutschen Schulblattes“ und verfasste ein zweiteiliges „Deutsches Lesebuch“, das in der Deutschen Bücherei Leipzig nachgewiesen ist.<sup>5</sup>

Ende der 1920er Jahre begann die sovetische Führung mit einer radikalen Neuorganisation der Landwirtschaft. An die Stelle der traditionellen obščina sollte der Dorfsowet treten, der in engem Verbund mit den neuen sozialistischen Großbetrieben, seien es Kolchozen oder Sowchozen, die dörfliche Sozialstruktur auf den Kopf stellte. Dabei schreckten die Bol'sheviki auch vor dem Einsatz von ökonomischer, physischer und psychischer Gewalt nicht zurück. A. Emich soll sich gegen die Willkür während dieser Zwangskollektivierung geäußert haben. Er wurde daher im Januar 1930 zum ersten Mal verhaftet und für drei Monate in Untersuchungshaft genommen. Im August desselben Jahres verhaftete man ihn erneut. Er wurde der „konterrevolutionären Propaganda“ beschuldigt und zu drei Jahren Konzentrationslager in Solikamsk verurteilt. Nach der Entlassung aus dem KZ im Jahre 1933 durfte Emich noch einmal kurz als Deutschlehrer an der landwirtschaftlichen Hochschule

---

<sup>1</sup> EMICH, Th., S. 121.

<sup>2</sup> *Gehilfe des Schulmeisters.*

<sup>3</sup> EMICH, Th., S. 128.

<sup>4</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 96.

<sup>5</sup> BELGER, H., 2010, S. 52.



Samara arbeiten. Aber die Verhaftung im März 1935 setzte seiner pädagogischen Tätigkeit für immer ein Ende. Nach 21 Monaten Untersuchungshaft in Moskau wurde er nach Ufa in die Verbannung geschickt, wo er im August 1937 erneut verhaftet und im November desselben Jahres erschossen wurde. A. Emichs Leidensweg ist seinen in der Haft verfassten Gedichten zu entnehmen.

## 5.2. Gesellschaftspolitische und journalistische Tätigkeit

„Was mir an ihm immer aufgefallen ist, war sein eiserner Wille sich durchzusetzen und sein leidenschaftliches Eintreten für seine Überzeugung und seine Ideen“, schreibt R. Keil.<sup>1</sup> Doch den Erinnerungen von Emichs Tochter zufolge begann ihr Vater auf seinem Leidensweg durch die bol'shevistischen Gefängnisse an der Richtigkeit seiner „Überzeugungen und Ideen“ zu zweifeln, vgl.:

Manchmal sehe ich vor mir, wie er am Tisch in der Küche bei Onkel Andruscha sitzt, den Kopf in die Hand gestützt (in Samara im Sommer 1934) und sinnend die Frage stellt – wie, wenn Marx sich geirrt hat? Wie es schien, quälte ihn diese Frage sehr, denn alles in unserem Lande war so ganz anders, gleich so wenig dem, wofür Marx, Engels und Lenin gekämpft und gelitten haben.<sup>2</sup>

Diese Zweifel kamen in ihm offensichtlich während der gewaltsamen Kollektivierung und des brutalen Vorgehens gegen die Kirche auf. Jedenfalls „legte er eines Tages sein Parteibuch auf den Tisch des Parteisekretärs und erklärte, dass er weiter nicht mitmachen könne, sie sollten künftig ohne ihn auskommen“.<sup>3</sup>

Solche Schritte wurden damals als politische Herausforderung betrachtet und deshalb niemals verziehen. Das wurde als Verrat an der Revolution und an der Sache Lenins interpretiert. An eine politische Tätigkeit war danach natürlich nicht mehr zu denken. Es war die Einleitung des eigenen Untergangs.

Dabei begann alles ganz anders. Der Kurzbiographie A. Emichs, die die HW-Redaktion seinem Gedichtzyklus „Die gefesselte Muse“ vorausgeschickt hat, ist zu entnehmen, dass er 1903 der SDAPR beigetreten war.<sup>4</sup> Th. Emich behauptet sogar, dass ihr Vater sich „aktiv am Aufstand von 1905“ beteiligte und „auf den Barrikaden kämpfte“.<sup>5</sup> Im selben Jahr kehrte der Sozialdemokrat und angehende Revolutionär A. Emich an die Wolga zurück. Er ließ sich in Saratov nieder und widmete sich zunächst vorwiegend der pädagogischen und journalistischen Tätigkeit.

Ein wichtiges Ereignis im Leben Emichs war seine Teilnahme an der Delegation der Wolgadeutschen, die im April 1918 nach Moskau reiste, um sich für die Autonomie der Wolgadeutschen einzusetzen.<sup>6</sup> Nach der Gründung der Autonomie war er Mitglied des Vollzugskomitees des Autonomen Gebietes der Wolgadeutschen, 1919 Volksrichter in Seelmann und danach Vorsitzender des Hilfskomitees für Hungerleidende an der Wolga. Die Hungerkatastrophe von 1921, mit deren Folgen Emich unmittelbar konfrontiert wurde, sowie die gewaltsame Kollektivierung, die Ende der 1920er Jahre einsetzte, leitete offensichtlich einen Wandel in seiner politischen Gesinnung ein, was dazu geführt hatte, dass er schließlich sein Parteibuch zurückgab. Dieser Schritt lässt vermuten, dass der überzeugte Sozialist (damals schon Bol'shevik) Emich verstanden hat, dass die deutsche Autonomie an der Wolga gegründet wurde nicht um den nationalen Belangen der Wolgadeutschen entgegenzukommen, sondern um sie leichter ausnehmen zu können. Die Katastrophe der Deportation hat er nicht mehr erlebt.

---

<sup>1</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 97.

<sup>2</sup> EMICH, Th., S. 180.

<sup>3</sup> EMICH, Th., S. 165.

<sup>4</sup> EMICH, A., 1989, S. 143.

<sup>5</sup> EMICH, Th., S. 123.

<sup>6</sup> KORN, R., 2015, S. 225-231.

Viel Zeit und Energie forderte A. Emich seine journalistische Tätigkeit ab. R. Keil ist zu entnehmen, dass E. Emich als Journalist „immer mitten im gesellschaftlichen und politischen Leben“ stand.<sup>1</sup> Will man diese Bemerkung erläutern, muss man mit dem Jahr 1905 beginnen, als Emich von Moskau zurückgekehrt war und für die „Deutsche Volkszeitung“ zu schreiben begann, die ab 1. Januar 1912 als „Deutsche Volkszeitung“ eingestellt worden war und nunmehr als „Volkszeitung“ erschien.<sup>2</sup>

Den Erinnerungen von Emichs Tochter Thea ist zu entnehmen, dass er in seinen journalistischen Beiträgen Kritik am Gemeindeleben, dem Schulwesen und der Kirche übte.<sup>3</sup> 1917 wurde Emich Mitherausgeber der Zeitung „Kolonist“, die 1918 zum Organ des Katharinenstädter Sowjets wurde,<sup>4</sup> und als er 1924 nach Saratov umgezogen war, wurde er Mitarbeiter der „Nachrichten“, des „Organs des Gebietspartei Komitees der KPdSU(B) und des Obersten Sowjets der ASSRdWD, des Stadtkomitees der KPdSU (B) und des Sowjets der Deputierten der Werktätigen von Engels“.<sup>5</sup>

Während A. Emich von R. Keil als „leidenschaftlicher Publizist, überzeugter Politiker, guter Redner und aufrechter Sozialdemokrat rechter Prägung“ eingestuft wird,<sup>6</sup> führt W. Ekkert diesbezüglich sogar ein Zitat von Emichs „Anhängern“ an:<sup>7</sup>

Mit unerschrockenem Mannesmutte griff er die Feinde des Volkes und die dunklen Mächte an, die der geistigen Entwicklung desselben hindernd im Wege standen, und in diesem Kampfe kannte er weder Rücksicht noch Nachsicht mit seinen Gegnern.<sup>8</sup>

Und das tat er solange, bis er selbst zum „Volksfeind“ abgestempelt und in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1930 zum ersten Mal verhaftet wurde. Aber darüber lässt W. Ekkert nichts verlauten.

### 5.3. Das literarische Werk

Scheinbar ließ Emich im Gefängnis den Mut zuerst nicht sinken. Er brachte es fertig, „unter jenen Verhältnissen“ in den überfüllten Zellen Gedichte zu verfassen und Erzählungen zu schreiben. Um das Geschriebene leichter hinausschmuggeln zu können, schrieb er auf schmalen Papierstreifen mit einem Bleistift, und zwar so fein, dass seine Angehörigen diese Zettel nur mit der Lupe lesen konnten. Th. Emich erinnert sich an diese schweren Zeiten in ihrem Beitrag „Vaters Schicksal“, vgl.:

Vater schrieb Erzählungen und Gedichte, die wir später bemüht waren, in Sicherheit zu bringen. Als wir unser Zuhause in Saratow aufgeben mussten, brachten wir seinen Nachlass sowie seine Bücher und wertvollen Schriften zu Verwandten nach Marxstadt in der Hoffnung, alles später abzuholen. Wir konnten damals nicht ahnen, was uns bevorstand, dass alle, alle vertrieben werden und fast nur das nackte Leben retten können.<sup>9</sup>

Th. Emichs Erinnerungen ist außerdem zu entnehmen, dass sich die Familie Emich nach dem „Abtransport“ des Familienvaters ins Lager Sorgen „um Vaters Bibliothek“ gemacht habe, vgl.:

---

<sup>1</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 97.

<sup>2</sup> EKKERT, W., 1986, Nr. 2, S. 268.

<sup>3</sup> KEIL, R., *ebenda*.

<sup>4</sup> MORITZ, A., S. 44

<sup>5</sup> BÖTTGERR, Chr., u. a., S. 258, linke Spalte.

<sup>6</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 97.

<sup>7</sup> EKKERT, W., 1986, S. 268.

<sup>8</sup> Wer „Feind des Volkes“ war und „der geistigen Entwicklung desselben im Wege stand“, bestimmte natürlich die allwissende Partei der bol'seviki sowie die politische Polizei GPU, trotzdem wäre es interessant zu erfahren, wer diese „Anhänger“ Emichs waren und wo sie das schrieben. Das verrät W. Ekkert jedoch nicht.

<sup>9</sup> EMICH, Th., S. 169.

Besonderen Wert hatten für Vater die kompletten Nummern der Saratower „Deutschen Volkszeitung“ (es waren fünf Jahrgänge 1906-1911) und auch des „Kolonisten“ (alle 200 Nummern von April 1917 bis September 1918) – sie lagen gebunden auf dem Schrank. Diese Zeitungen brachten wir nach Engels zu Vaters Neffen – Adolf Fjodorowitsch Sabelfeld, Parteimitglied, der einen verantwortlichen Posten in der Druckerei oder Redaktion der „Nachrichten“ innehatte. Leider wurde er später, ich glaube 1937, auch abgeholt und „auf der Flucht“ erschossen.<sup>1</sup>

Emichs Tochter soll zu Beginn der 1960er Jahre R. Keil mitgeteilt haben, dass „man Bücher, Manuskripte und Memoiren“ ihres Vaters im Jahre 1930 zu dessen Schwester nach Marxstadt gebracht und auf dem „Hausboden“<sup>2</sup> gelagert hätte. Ob und wo davon noch etwas aufzufinden ist, „lässt sich nicht sagen“.<sup>3</sup>

Adam Emich schrieb publizistische Beiträge, Skizzen, Gedichte, Erzählungen, Humoresken (diese vorwiegend in der Mundart). Seine Werke erschienen zwischen 1910 bis 1930 in den Zeitungen „Der Kolonist“, „Deutsche Volkszeitung“, „Nachrichten“, „Wolgadeutsches Schulblatt“. In verschiedenen Periodika zerstreut, sind sie schwer zugänglich, weil sie bisher weder zusammengetragen noch ausgewertet worden sind: W. Ekkert führt folgende Titel an: „Zum 13. Todestag W.I. Lenins“, „Zum 100. Todestag Puschkins“, „Die Pariser Kommune“, „Stirb zur rechten Zeit“, „Wie viel Leben ist in dieser Blume“. Emich verfasste auch kleine Tiergeschichten und anderes für Kinder, vgl.: „Die Wachtel“, „Die Raubvögel“, „Die Elster“ u. a.<sup>4</sup> Einige literarische Werke verfasste Emich auch für sein „Deutsches Lesebuch“ in zwei Bänden.

Es ist eine böse Ironie des Schicksals, dass uns aus dem literarischen Nachlass von A. Emich nur Gedichte zugänglich sind, die er während seiner Strapazen in bol'shevistischen Kerkern verfasst hatte und die glücklicherweise in die Hände seiner Nächsten, vorwiegend in die seiner Tochter, gerieten. Dazu gehört unter anderen das Gedicht „Die gefesselte Muse“, das er für seine Tochter gedichtet hatte, als er „kurzfristig“ auf freien Fuß gesetzt wurde, vgl.:

Lern's beizeiten und merk es gut:  
Nichts bleibt ewig gemeinsam.  
Liebe ist Drängen von Blut zu Blut,  
Bald erlischt auch die loderndste Glut,  
Und dein Ende ist einsam.  
Such keine Heimat, bau kein Nest –  
Kann keinem Wanderer taugen.  
Deines Herzens armseligen Rest,  
Wahre ihn dir, halte ihn fest.  
Sehnsucht hat blinde Augen.<sup>5</sup>

Zwei Jahre vor seiner Erschießung widmete er seiner Tochter das Sonett „Nesthäkchen“:

Groß war die Freude, groß war unser Glück,  
Wenn du voll Stolz der Mutter konn'st berichten  
Vom Lesen Schreiben, von Geschichten,  
Die Vater dir erzählt. Wie strahlte dann ihr Blick.

Wie wünscht ich mir die Abende zurück:  
Volkslieder singen wir und von Gedichten;  
Dabei tat Mutter Zubiß uns zurichten;  
Kleinfritzchen goß uns Tee ein mit Geschick

Und dieses bisschen Glück war schon zu viel

---

<sup>1</sup> EMICH, Th., S. 174.

<sup>2</sup> R. Keil meint offensichtlich den Dachboden oder Speicher.

<sup>3</sup> KEIL, R., 1982/84, S. 97.

<sup>4</sup> EKKERT, W., 1981, S. 28; PATAK, A.

<sup>5</sup> Zit. nach EMICH, Th., S. 161

Gewissen Leuten, deren niederträcht'ges Ziel,  
Aus fremdem Unglück Kapital zu schlagen.

Wie sehnte sich das Kind nach seinem Vater,  
Wie nötig brauchte es ihn zum Berater.  
Was schert' die Bande sich um solche Fragen.<sup>1</sup>

Diese in sprachlicher Hinsicht zum Teil unbeholfenen Verse haben auch der Form nach mit einem Sonett wenig zu tun, aber sie bringen die Sehnsucht des Verfassers nach den wenigen Tagen zum Ausdruck, die er in der Freiheit im Kreise seiner Familie verbringen durfte.

Einige Bekannte von A. Emich konnten den ständigen Druck bol'sevistischer Tyrannei nicht aushalten und machten ihrem Leben ein Ende.<sup>2</sup> Doch für Emich scheint das kein Ausweg gewesen zu sein. Und die in den Tod Getriebenen waren für ihn keinesfalls „die Stärksten“, er schreibt sogar vom „Kampf“ in seiner „Brust“, vgl.:

#### **Stirb zur rechten Zeit**

Der Kampf tobt fort in meiner Brust:  
Hier um mein Leben, dort ums Glück der Meinen –  
Nur ein entschlossener Sprung, ein kurzes Weinen –  
Bald schaudert's mich, bald kommt die Lust.  
Was viele konnten, ich vermocht es auch.  
Es sind die Stärksten keineswegs gewesen,  
Die in dem Freitod suchten zu genesen,  
Was andre taten, ich vermocht es auch.<sup>3</sup>

Das triste Vegetieren in bol'sevistischen Martergruben, die „Ungewissheit“ und die ständige Umgebung von Kriminellen („dies Gelichter“) bedrückten den unschuldig Leidenden, vgl.:

#### **Ein Nachklang aus der Haft**

Wer wollte zu bestimmen wagen,  
Was uns die größten Schmerzen bringt.  
Sind es die Ketten, die wir tragen,  
Der Unsinn, der der Haft entspringt.  
Die Langeweile drückt so sehr,  
Die Sehnsucht drückt uns noch viel mehr.

Das Heute gleicht so ganz dem Gestern,  
sowohl die Schtschi als auch der Brei!  
Die Aufseher sind Zwillingschwwestern,  
Wetteifern in der Schweinerei.  
Die Ungewissheit gestern, heute,  
Wir sind auch ihre Beute.

Und die Gefährten stets dieselben  
Griesgrämig-traurige Gesichter,  
Verhärt, vergrämt sind sie, die gelben,  
Nicht hört noch redet dies Gelichter.  
Sie wiederkäu'n ohn' Unterbrechen  
Die zugemuteten Verbrechen.<sup>4</sup>

Zur Kritik des Regimes raffte sich Emich in seinem Schaffen nicht auf. Jedenfalls sind keine Beweise dafür überliefert.

---

<sup>1</sup> EMICH, A., 1989, S. 143.

<sup>2</sup> Man denke in diesem Zusammenhang an das Schicksal des bekannten Archäologen und Autors P. Rau.

<sup>3</sup> EMICH, Th., S. 170.

<sup>4</sup> EMICH, Th., wie Anm. 3..

1936 verschlechterte sich seine Lage. Sein „Fall“ wurde einem Militärgericht übergeben. Das war kein gutes Zeichen. Zwar soll sich Emich „tapfer“ gehalten, keine „falschen Anklagen“ unterschrieben haben und sogar dreimal in den Hungerstreik getreten sein, weil die „gerichtliche Verhandlung seiner Sache“ zu lange gedauert hatte. Zum letzten Mal tat er das im Mai 1936. Doch am 20. Mai kroch er, am Ende seiner Kräfte, aus der Hungerzelle ins Krankenhaus. Damals entstanden die nachstehenden Verse, in denen die Resignation und die schwache Hoffnung eines gebrochenen Mannes zum Ausdruck kommen, der an den „Kampf“ oder Protest nicht mehr denkt, vgl.:

Und immer noch sitz fest ich hier,  
Noch immer kracht im Schloß die Tür,  
Und immer noch kein End'  
Der Schmach und der Pein.  
Wann schlägt die Stunde; wo sich alles wend't?  
Sie muss doch endlich einmal sein,  
Sie muss doch einmal sein.

Und immer wieder bohrt der Sinn  
Sich in die Zeit, forscht her und hin,  
Ob sich kein Merkmal zeigt,  
Ob nicht die Freiheit winkt;  
Ob nicht der Zeitpunkt bald erreicht,  
Da jede Fessel willig sinkt,  
Und jedes Schloss aufspringt.

Und immer wieder stöhnt der Freund.:  
Es geht nicht weiter, wie mir scheint,  
Hab' keine Hoffnung mehr.  
Die Folter währt zu lang,  
Die Ungewissheit drückt so sehr,  
Vor Sehnsucht wird die Seele krank,  
Mir ist ums Herz so bang.<sup>1</sup>

Ende Oktober 1936 wurde A. Emich von einer Außerordentlichen Beratung des NKVD als „sozialgefährliches Element“ für drei Jahre nach Ufa verbannt. Zu dieser Zeit starb seine Schwester Lottchen und danach auch sein jüngster Bruder Johannes. In dieser traurigen Zeit soll Emich die nachstehenden Verse gedichtet haben, die er mit den Anfangszeilen der sentimental-volkstümlichen Ballade „Gärtnerin“ einleitet, vgl.:

Müde kehrt ein Wandersmann zurück  
Nach der Heimat, seiner Sehnsucht Glück.  
Wie verändert ist Kathrinestadt,  
Das sogar 'nen neuen Namen hat.

Tief gefurcht hat hier die jüngste Zeit,  
Tief geritzt ihr Griffel weit und breit.  
Stauend starret er die Wunden an,  
Die die Zeit geschlagen Land und Mann.

Sinnend lenkt den Blick nach innen er:  
Weites Trümmerfeld auch da, nicht mehr.  
Mit geschwoll'nen Segeln zog er aus,  
Müde und enttäuscht kommt er nach Haus.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> EMICH, Th., S. 192-193.

<sup>2</sup> EMICH; Th.; S. 201..

Mit Anrechnung der Untersuchungshaft hatte Emich in Ufa noch fünfzehn Monate zu überstehen. Doch das, was danach geschehen war, sollte die schlimmsten Befürchtungen übertreffen. Obwohl der Verbannte ständig auf das Schlimmste gefasst war und wie ein Einsiedler lebte, sich völlig zurückzog und bemüht war, mit niemandem zu sprechen, gelang es ihm nicht, dem Schrecklichen zu entkommen. Im August des unheimlichen Jahres 1937, in dem die bolschewistischen Machthaber hunderttausende von unschuldigen Menschen hinrichten ließen, wurde Emich erneut verhaftet und kurz danach erschossen. Unmittelbar vor seinem Tod schrieb er folgende Verse:

**Gedichtet vom Wolgabauern  
in der Verbannung**

Warum bin ich denn nur geboren?  
Warum kam ich nur zur Welt?  
Mein Leben ist für mich verloren;  
Dahin ist mein Gut und mein Geld.

Mein Haus, mein Hof sind mir genommen;  
Man riss mich fort von Weib und Kind.  
Und dazu bin ich noch gekommen  
In Kerker, wo Sträflinge sind.

Ich ward von der Heimat vertrieben,  
Die Heimat, die tut ja so weh.  
Ich habe den Meinen geschrieben,  
Wer weiß, ob ich sie noch einmal seh!

Nun ade, du teure Ehegattin,  
Die du mich mit Träumen begleit',  
Gott gebe, dass noch mal auf Erden  
Wir wieder zusammen geleit'.

Ich habe gar nichts verbochen,  
Doch ist's um mich bald gescheh'n.  
Das Urteil ist mir gesprochen,  
In die Verbannung muss ich jetzt gehen.

Vor der Fremde ist mir so bange:  
Wie bald findet man da den Tod.  
Fünf Jahre – das währt ja so lange,  
Bewahr mich der gnädige Gott.<sup>1</sup>

Wie die meisten Gedichte, die Emich im Gefängnis verfasst hat, ist auch dieses Gedicht natürlich kein poetisches Meisterwerk. Aber es bringt die Verzweiflung eines in die Enge getriebenen Menschen zum Ausdruck, der seinen Untergang ahnt. A. Moritz ist der Meinung, dass Emich hier „mit einer in der russlanddeutschen Literatur dieser Zeit ungewöhnlichen Schärfe und Deutlichkeit das ihm widerfahrene Unrecht“ anprangert.<sup>2</sup> Es ist auch bemerkenswert, dass Emich, ehemaliges Mitglied der gottlosen Partei der Bolschewisten hier plötzlich an den „gnädigen Gotte“ appelliert.

A. Moritz' Hinweis darauf, dass Emichs „Rückkehr zu seinen Wurzeln (Wolgabauer)“ deutlich macht, dass „er den Grund für seine Verhaftung einzig darin sah, Deutscher zu sein.“<sup>3</sup> können wir so nicht teilen. Die latente Germanophobie, die immer wieder ausuferte (z. B. 1914),<sup>4</sup> hat es in Russland schon immer gegeben und die gibt es dort auch heute. Doch im

---

<sup>1</sup> EMICH, A., 1989, S. 146-147.

<sup>2</sup> MORITZ, A., S. 44-45.

<sup>3</sup> MORITZ, A., S. 45.

<sup>4</sup> KORN, R., 2015, S. 198-206.

Jahre 1937 ging es tatsächlich nicht primär um die Volkszugehörigkeit. Auf dieses Jahr fiel der Höhepunkt bol'sevistischer Vernichtungsmaschinerie, die fast alle in der Sowjetunion lebenden Völker und Völkerschaften erfasste. Der gezielte Genozid exklusiv an den Russlanddeutschen begann jedoch erst 1941, obwohl sie, wie neueren Untersuchungen zu entnehmen ist, auch schon davor im Verhältnis zu anderen Völkern der Sowjetunion höheren Blutzoll entrichten mussten.

Die meisten der in diesem Beitrag zitierten Gedichte von A. Emich wurden 1989 im Almanach „Heimatliche Weiten“ nachgedruckt. Einige wurden auch dem genannten Aufsatz von Th. Emich entnommen. Diese Verse erschienen 1997 – in Deutsch mit russischen Übersetzungen - im Sammelband der russlanddeutschen Poesie „Die Glocken in der Erde“.<sup>1</sup> Ansonsten wurde von A. Emich in der Nachkriegszeit nichts mehr veröffentlicht.

## 6. Bach, Franz (1885-1942): Der arge Weg der Erkenntnis

### 6.1. Lebenslauf

Franz Bach wurde 1885 in der Kolonie Graf geboren, wo er in bescheidenen Verhältnissen aufwuchs. Nach dem Abschluss der Gemeindeschule soll er, angeblich gegen seinen Willen, auf das Priesterseminar nach Saratov geschickt worden sein, das er fünf Jahre lang besucht hat. Er soll in allen Fächern – Deutsch, Latein, Geschichte, Orgelspielen, Malen und Gesang – ausgezeichnete Noten gehabt haben, habe aber den Theologen „ständig Fragen gestellt“.<sup>2</sup> Außerdem habe er „geheim“ ein Tagebuch geführt, „in das er auch Spottverse auf das frömmelnde Duckmäusertum und diese Schule der geistigen Verdummung und Verkrüppelung“ schrieb.<sup>3</sup> Durow-Wasemüller führt nachstehende „Spottreime“ aus Bachs Tagebuch an:

„Ein bö's' Geschick hat mich hierher  
an diesen bösen Ort geführt.  
Was keine Zung erklären kann,  
und kein Verstand kann fassen,  
darüber mag ein Dummerjan  
mich nur belehren lassen.“<sup>4</sup>

F. Bachs Vater sagte oft: „Bei dem Buuwa sin im Kopp meh Schnerkel wie Religion. Aus dem wird's kaan Paatr werra“. Er sollte Recht behalten. Da Bachs Tagebuch entdeckt worden war, wurde er „wegen Gottlosigkeit“ aus dem Seminar ausgeschlossen. Er verließ die Saratover Anstalt mit folgenden Versen:

Denn als freier Weidmann streif ich  
glaubenslos im All herum,  
und als solcher lach' und pfeif' ich  
auch auf jedes Pfaffentum.<sup>5</sup>

Danach kehrte er zu den Eltern in sein Heimatdorf zurück. Doch schon am nächsten Tag musste er in der „Morgendämmerung“ das Elternhaus verlassen, weil fanatische, von den „stärksten Kulaken“ aufgewiegelte Katholiken angeblich gedroht hatten, den „Gotteslästerer“ zu steinigen.<sup>6</sup> Danach schlug er sich zunächst mit Gelegenheitsverdiensten durch, bis er 1902 in einem Städtchen bei Odessa eine Anstellung als Pharmazeut bekam,<sup>7</sup> was er seinen Latein-

<sup>1</sup> EMICH, A., 1997.

<sup>2</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.E., 1997/98, S. 238. Der Verfasser meint allem Anschein nach „unangenehme“ Fragen des aufsässigen Seminaristen.

<sup>3</sup> WAGNER, D., S. 94.

<sup>4</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.E., 1997/98, S. 238.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 239.

<sup>6</sup> WAGNER, D., S. 94.

<sup>7</sup> Das veranlasste offensichtlich A. Ritters zu behaupten, Bach sei „ein gescheiterter Theologiestudent, Berufsrevolutionär und Volkslehrer aus der Nähe Odessas“ gewesen. Vgl. RITTER, A., 1975, S. 49.

Kenntnissen zu verdanken hatte, die er in der „Schule der geistigen Verdummung und Verkrüppelung“, wie er das katholische Priesterseminar in Saratov nannte, erworben hatte. Zwei Jahre arbeitete er als Pharmazeut, wobei er sich gleichzeitig im Selbststudium auf das Examen für das Lehramt an Volksschulen vorbereitete, denn er wollte Volkslehrer werden. Eine Zeitlang arbeitete er auf dem Landgut eines deutschen Gutsbesitzers als Hauslehrer.

1909 bestand der Autodidakt Bach an der Universität Kazan' erfolgreich die Volkslehrerprüfung und nahm die Lehrtätigkeit in seinem Heimatdorf auf. Und als der Erste Weltkrieg ausgebrochen war, stand er, wie A. Lonsinger und viele andere wolgadeutsche Literaten, an der türkischen Front. Er begrüßte die Februarrevolution, den Sturz des Zaren sowie den bolschewistischen Oktoberumsturz.

Der angehende „proletarische“ Lyriker nahm am Bürgerkrieg teil und trat 1919 der bolschewistischen Partei bei. Ende der 1920er Jahre arbeitete der junge bol'shevik als Sprach- und Literaturlehrer am pädagogischen Technikum in Seelmann. Als überzeugter Atheist verstand er es, die Komsomolzen mit „religiösen Disputen“ zu begeistern.<sup>1</sup> Vorübergehend war er in der großen deutschen Kolonie Helenendorf (Azerbajdžan) in der Lokalzeitung „Put' Lenina“ (Lenins Weg) tätig.

Zu Beginn der 1930er Jahre kehrte Bach an die Wolga zurück und widmete sich verstärkt der literarischen Tätigkeit. Er verfasste Lehrbücher, schrieb Dramen, Gedichte, Artikel, Skizzen. 1934 nahm er als Vertreter der Schriftstellerorganisation der ASSR der Wolgadeutschen am 1. Allunionskongress der Sovetschriftsteller in Moskau teil, auf dem er im Namen der wolgadeutschen Schriftsteller sprach. Bach unterstützte die Gleichschaltung der Sovetliteratur auf der Grundlage des sozialistischen Realismus.<sup>2</sup> Damit trat ein Wolgadeutscher zum ersten Mal als Vertreter gleichberechtigter Minderheitengruppe in Moskau auf und berichtete dabei über die kulturellen Einrichtungen der Wolgarepublik sowie über ihr Schul- und Hochschulsystem, aber auch über einige Schwierigkeiten im drucktechnischen Bereich.<sup>3</sup>

Im gleichen Jahr wurde Bach Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR. Er war Redakteur der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“, in der er zahlreiche Gedichte, Erzählungen und Beiträge veröffentlichte. Er gehörte zu den „Aufmüpfigen“ seiner Zeit<sup>4</sup> und kritisierte scharf alles, was an negativen Erscheinungen mit der Religion und den sozialen Zuständen in seiner Heimat zusammenhing.

Während P. Sinner Bach als „ganzes Kind der Revolution“<sup>5</sup> bezeichnete, wird D. Wagner in den 1970er Jahren noch deutlicher. Er schrieb nämlich:

Wir dürfen unseren Franz Bach berechtigt als Sänger des Roten Oktobers nennen. Nicht nur, weil er, ein Vertreter seiner Klasse, seine Revolution mit Wort und Tat unterstützte, sondern auch deshalb, weil er ihre Triebkräfte, ihre internationalen Auswirkungen erkannte. Wenn er auch weit vom Epizentrum der Revolution war, empfing er die Wellen des Aurora-Signals in der Wolgasteppe, hörte den Sturmschritt des Proletariats.<sup>6</sup>

Tatsächlich war Bach als fanatischer Anhänger der bol'shevistischen Partei, der er selbst 1919 beigetreten war, bereit, für die brutalen Maßnahmen der bol'sheviki „mit dem Gewehr in der Hand“ einzutreten. So beteiligte er sich an der Niederschlagung der so genannten „Kulakenaufstände“, die in Wirklichkeit meistens Aufstände der Bauern waren, die durch gewaltsame bolschewistische Requirierungen zur Verzweiflung getrieben worden waren. Aber Bach hatte sich offensichtlich festgelegt. Er zog nicht nur aus, „Kulakenaufstände niederzuschlagen“, sondern wurde sogar Mitglied des Revolutionstribunals und beteiligte sich

---

<sup>1</sup> OSTERTAG, R., S. 7.

<sup>2</sup> RITTER, A., 1990, S. 216-217.

<sup>3</sup> BACH, F., 1934.

<sup>4</sup> WARKENTIN, J., 1999, S. 72

<sup>5</sup> SINNER, P., 1926, S. 14.

<sup>6</sup> WAGNER, D., S. 97.



an der Aburteilung der „Banditen“, die in Mariental „Sovetaktivisten gemartert hatten“ (darunter seinen jüngsten Bruder, den Kommunisten Nikolaus Bach). F. Bach reflektiert diese Ereignisse im Gedicht „Das Blutbad am Karaman“, vgl.:

/.../

Gerechtigkeit geht nicht zugrunde,  
und weilt sie auch nicht gleich am Ort,  
sie bleibt nicht fern, sie bleibt nicht fort,  
und endlich schlägt die letzte Stunde  
auch für die letzten blutigen Hunde.<sup>1</sup>

Dass F. Bach Mitglied des Revolutionstribunals war, steht fest, trotzdem wäre es aus unserer Sicht eine Übertreibung, ihn selbst als „blutigen Hund“ zu bezeichnen. Aber als Literat, Journalist und Pädagoge, der aktiv am öffentlichen Leben der Republik teilnahm, befand er sich immer im Zentrum des Geschehens. Er war zweifellos einer der führenden revolutionären Schriftsteller in der Wolgarepublik und er wurde nicht müde, den „Großen Oktober“ und die Sowjetmacht überschwänglich zu glorifizieren, vgl.:

#### Oktoberhymne

Wir sind im Sowetland so frei wie der Aar	Vorher noch so rechtlos, in Elend und Not,
Der hoch in den Lüften sich wiegt;	Dem Tod und Verderben geweiht,
Denn hier ist auf immer und ewig die Schar	Verhöhnt und misshandelt, doch endlich beim Rot
Der blut'gen Tyrannen besiegt,	Des Großen Oktobers befreit,
Zerrissen die Fessel, zerbrochen das Joch	Betreten wir mutig und freudig die Bahn
Verschüttet des Kerkers vermodertes Loch,	Zum Gipfel der lichteften Zukunft hinan.

Die menschlichen Rechte zu menschlichem Sein  
Sie wurden uns alle zuteil;  
Benützen wir sie nun in traurem Verein  
Mit all unsern Brüdern zum Heil  
Der schaffenden Menschheit in jeglichem Land,  
dann kleidet die Welt sich ins Festtagsgewand.<sup>2</sup>

Doch obwohl F. Bachs vielseitige Tätigkeit „auf die Überwindung der alten Zeit“<sup>3</sup> ausgerichtet war, was er immer wieder betonte, schlug auch für ihn „endlich die letzte Stunde“. Der flammende bol'sevik wurde 1937 vom NKVD verhaftet, und geriet, wie so viele andere Anhänger der neuen Machthaber, ins Räderwerk der bol'sevistischen Vernichtungsmaschinerie. Das ehemalige Mitglied des Revolutionstribunals musste sich nun selbst den Fragen der „proletarischen Richter“ stellen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr konnte gehen, und zwar in Gefängnisse und Konzentrationslager, wo Bestrafte und gestern noch Strafende plötzlich als billige Arbeitskraft auf einer Stufe standen, um schließlich in den „Lagerstaub“ verwandelt zu werden

Wie sein Neffe berichtet, ist Bach gerichtlich als „ideologischer Führer einer verzweigten feindlichen auf konspirativer Basis arbeitenden Gruppe“ belangt worden.<sup>4</sup> Die Materialien des KGB-Archivs in Saratov, das bis vor kurzem nicht zugänglich war, veranschaulichen in aller Deutlichkeit den jesuitischen Einfallsreichtum, mit dem die NKVD-Richter gegen ihn ein „Gerichtsverfahren“ inszeniert haben, das den mittelalterlichen Ketzer-Prozessen erstaunlich ähnlich ist. Anhand der von Durow-Wasemüller veröffentlichten einschlägigen Archivmaterialien<sup>5</sup> soll hier ein Fragment der genannten Gerichtsfarce rekonstruiert werden:

- **Bach:** Zur Beruhigung des Gewissens vom Fremden sollte die Revolution 1917 eine Säuberung bringen, und wir packten den Gegner hart an, aber in ein paar Jahren hat die NÖP uns die Flügel beschnitten.

<sup>1</sup> WAGNER, D., S. 67.

<sup>2</sup> FRANK, A., 1925.

<sup>3</sup> BELGER, H., S. 18.

<sup>4</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 232.

<sup>5</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.E., S. 245-246.

- **Der Richter:** Verblüffend ist dieses „wir“. Jetzt sagen Sie aber mal ausführlicher nicht „wir“, sondern nennen Sie konkrete Familien-, Vor- und Vatersnamen!
- **Bach:** Nachdem das äußere Gepräge des Zarismus weggerissen war, ist aus den Prophezeiungen einer sofortigen hellen Zukunft keine Wirklichkeit geworden...
- **Der Richter:** Ist wohl nichts geworden? Also – die Revolution war umsonst?
- **Bach:**

O goldner Freiheitsmorgen!  
O großer Völkermai!  
Erscheine bald und mache  
die arme Menschheit frei.
- **Der Richter:** Das schreiben Sie am Anfang der Kollektivierung 1928. Wir wurden wohl nicht schon 1917 frei?
- **Bach:** Genosse Stalin unterstrich doch mehrmals, dass die Revolution weiter geht...
- **Der Richter:** Hier schreiben Sie doch faktisch, dass überhaupt noch nichts gemacht ist:

Wir reden und reden  
bei Tag und bei Nacht  
von unsren künftigen Taten.  
Wir haben ja freilich  
Noch keine vollbracht  
sie müssen erst einst noch geraten.

Im nächsten Buch(?) schreiben Sie:

Hütet euch, ihr jungen Christen,  
vor den bösen Sozialisten,  
die in unterird'schen Tempeln  
junge Christenkinder stempeln!

Ist das wohl keine Provokation?

So drehten die „proletarischen Richter“ F. Bach aus seinen eigenen Gedichten und Aussagen einen Strick. Das Urteil, das von Anfang an festgestanden hatte, lautete: „Franz Bach stellte sich an die Spitze der subversiven Gruppe, die sich die Veränderung des Staatsaufbaus und der Gesellschaftsordnung zur Aufgabe gemacht hatte.“ Das Urteil wurde von der „Trojka“ nach fünfzehn Minuten verkündet. Und der einstige militante Atheist, der zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung schon ein kranker Mann war, zitierte plötzlich aus dem Matthäus-Evangelium: „Dies alles aber ist geschehen, damit die Schriften der Propheten erfüllt werden.“<sup>1</sup> Und diesmal meinte er es ohne Sarkasmus...

Seine letzten Gedichte schrieb der schwer kranke Dichter im Straflager Tashtagol, in Schorien. Er schrieb sie, auf dem Sterbebett liegend, „zwischen Bewusstlosigkeit und Rückkehr ins Reale“ auf ein Furnierbrettchen; war dies voll geschrieben, kratzte er die Zeilen mit einer scharfen Glasscheibenkante weg und schrieb aufs Neue.<sup>2</sup> Das bezeugt H. Kämpf, der an Bachs Sterbebett gestanden hat.<sup>3</sup> Bis zum letzten Atemzug soll er wiederholt haben: „Ich dichte noch, ich werde also leben“.

Franz Bach starb am 22. Mai 1942 im Alter von 57 Jahren im Arbeitslager. Seine sterblichen Überreste kamen in eines der vielen unbekanntenen Massengräber seiner Landsleute, deren Spuren längst verweht sind.<sup>4</sup> Fast seine ganze Verwandtschaft wurde ausgelöscht. Er hatte zwei Söhne. Einer von ihnen, Heinrich, beging im Gefängnis Selbstmord, der zweite, Hans, verhungerte in einem Arbeitslager. Das war der Dank des sozialistischen Vaterlandes dem „ganzen Kind der Revolution“.

<sup>1</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 232.

<sup>2</sup> WAGNER, D., S. 99; DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 243.

<sup>3</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., wie Anm. 2.

<sup>4</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., wie Anm. 2.

## 6.2. F. Bachs Lyrik

Wie die Gedichte, Erzählungen und Beiträge von A. Emich und A. Lonsinger sind auch die von Bach in diversen Sammelbänden und Zeitschriften verstreut und daher schwer zugänglich. In seinem literarischen Schaffen widerspiegeln sich nicht nur persönliche Erlebnisse, sondern auch zeitgeschichtliche Begebenheiten. Hier sollen die wichtigsten seiner Werke vorgestellt werden.

W. Ekkert zufolge sei es für die russlanddeutsche Literatur von besonderer Bedeutung, dass die russische Revolution 1905-1907 unter den Russlanddeutschen deren

erste revolutionär-demokratische Dichter hervorbrachte, in vorderster Reihe insbesondere Franz Bach (in der Saratover „Volkszeitung“) und Georg Luft (in der „Odessaer Zeitung“).<sup>1</sup>

F. Bachs revolutionäre Gesinnung schimmert tatsächlich schon in seiner „Epistel an einen Freund“ durch, die er 1905 verfasste:

Seit einer Woche dien' ich hier  
bei einem wahren Mustertier,  
der seine Sklaven furchtbar quält  
von bodenloser Gier beseelt.<sup>2</sup>

Im Unterschied zu A. Lonsinger, der in sein Gedicht „O teure Heimat“, das er später allerdings überarbeitete, anfänglich hurrapatriotische Floskeln eingeflochten hatte, nahm F. Bach zum Ersten Weltkrieg und zu den „herkömmlichen geistigen Werten“, die offiziell propagiert wurden und für die angeblich gekämpft wurde, von vorn herein eine ablehnende Haltung ein. Für ihn handelte es sich in diesem Krieg um einen Völkermord, vgl.:

Ein Krieg, ein Weltkrieg ist entbrannt,  
ein Schlachten und ein Morden.,  
/.../ Für Kaiser, Glauben, Vaterland! –  
So lauten die Parolen –  
Mir sind die Dinge wohlbekannt –  
Der Teufel soll sie holen.<sup>3</sup>

In der Zeit zwischen der Februarrevolution, die Bach genauso wie den Sturz des Zaren mit Begeisterung begrüßte, und dem Oktoberumsturz entwickelte er sich relativ schnell zum politischen Satiriker und bol'sevistischen Agitator. Sein Stil wird schärfer, seine Verse vollkommener, Missbehagen und Sarkasmus werden immer sichtbarer. Seine Gedichte erschienen daher nicht nur in der sozialistischen, sondern auch in der bürgerlichen Presse.

In seiner „agitativ appellierenden Lyrik“ (Ritter) preist er den „Roten Oktober“, der für ihn ein „goldener Schimmer“ ist, in dem die „Saaten gedeihen“ und die Völker ein glückliches Dasein finden („Oktoberhymne“), ja es ist ein „Stern von wundervoller Pracht“, der „nach der langen, bangen, gespensterhaften Nacht“ die alte Erde in eine Märchenwelt verwandelt, in ein „Eden ringsumher“, ein Stern, der „immer schöner am Himmelszelt schimmert“ und „mit seinem Glanz das Angesicht der Welt erhellt“ („Oktoberstern“).<sup>4</sup> Als der Zar 1917 gestürzt worden war, frohlockte Bach:

Herunter vom goldenen Stuhle,  
verruchter, verfluchter Vampir!  
Da lag er schon machtlos im Pfuhle

---

<sup>1</sup> EKKERT, W., 1986, S. 269.

<sup>2</sup> Zit. nach Wagner, D., S. 94.

<sup>3</sup> Zit. nach Wagner, D., S.95.

<sup>4</sup> WAGNER, D., S. 97.

gleich wie ein verunglückter Stier.

Ja, wenn die Proleten sich regen,  
dann stürzt auch der Zar in den Dreck,  
und alle Gebete und Segen  
verfehlen ganz plötzlich den Zweck.<sup>1</sup>

Er ruft zu politischen Aktionen auf, ohne dabei seine Appelle in eine angemessene lyrische Form zu kleiden. Seine Agitationslyrik wimmelt nur so von biblischen Ausdrücken und religiösen Sprachklischees. Man bekommt zuweilen den Eindruck, er scheint es nicht zu merken, dass er in religiösen Idiomen gefangen bleibt, vgl.:

Nach der Freiheit lechzt der Busen  
Wie der Hirsch nach kühlem Quell –  
Freiheit, lichter Quell der Musen  
Strahlst auch mir bald licht und hell!<sup>2</sup>

An die „Kursanten der Sowjet-Parteischule“ wendet sich Bach mit dem Gedicht „Es berstet die alte, vermoderte Welt“, in dem er neben „Molchen“ und „Drachen“ auch auf Simson, eine Gestalt aus der Richterzeit des Alten Testaments, zurückgreift, vgl.:

Es berstet die alte vermoderte Welt  
Mit Donnergedröhne und Krachen;  
Schon liegen die mächtigsten Pfeiler zerschellt  
In gähnender Abgründe Rachen.

Es berstet die alte, vermoderte Welt  
Mit Donnergedröhne und Krachen;  
Und wie sie hinab in die Abgründe fällt,  
Begräbt sie die Molche und Drachen.

Es berstet die alte vermoderte Welt  
Mit Donnergedröhne und Krachen;  
Und kann auch ein Gegner, und wär' er ein Held  
Wie Simson, der Starke, nichts machen.

Es berstet die alte vermoderte Welt  
Mit Donnergedröhne und Krachen;  
Doch sieh! Es entsteht eine bessere Welt –  
O hilf sie erbaun und bewachen!<sup>3</sup>

Im Gedichtzyklus „Aus der Zeit der Doppelherrschaft“ entlarvt Bach die „bourgeoise zeitweilige Regierung“. So zeigt er in dem am 2. Juni 1917 in der Zeitung „Kolonist“ veröffentlichten Gedicht „Pharisäertum“ den „reaktionären, heuchlerischen Charakter der Kapitalisten und Gutsbesitzer“<sup>4</sup> und lässt an seinem Klassenbewusstsein und –instinkt nicht zweifeln. Das gilt wohl auch für das im August 1917 geschriebene Spottgedicht „Die Rederegierung oder Kerenskiade“, in dem die bol'sevistische Haltung in Bezug auf die Demagogie der Regierung Kerenskis „vom Krieg bis zum siegreichen Ende“ zum Ausdruck gebracht wird. 1917 schrieb Bach kurz vor dem Oktoberumsturz das Gedicht „Das deutsche Zentralkomitee zu Saratow“, vgl.:

Zwölf Apostel sind erwählt  
von den Dicken und den Pfaffen  
und vom heißen Drang beseelt,

---

<sup>1</sup> BACH, F., 1981, S. 59.

<sup>2</sup> BACH, F., zit. nach Wagner, D., S. 96.

<sup>3</sup> BACH, F., 1922.

<sup>4</sup> WAGNER, D., S. 95.

uns das Paradies zu schaffen.  
Trimpel, trampel, Balalaika  
uns das Paradies zu schaffen.<sup>1</sup>

D. Wagner zufolge nimmt dieses Gedicht neben dem Gedicht „Die fromme Sangerbande“, in dem die „zwölf Apostel“ (Die Mitglieder des Zentral-Komitees) „versorgt mit Speck und Geld, singend, klaffend durch die Lande für das Heil der dicken Welt“ ziehen, während „fromme Kirchenglocken“ dazu „giftigen Honigseim“ bimmeln, einen besonderen Platz im Schaffen Bachs ein. Mit diesen Versen lehne er sich gegen die „eigene Bourgeoisie“ auf, die angeblich mit dem „Millionär und Erzreaktionar“ F. Schmidt an der Spitze das Saratover Zentralkomitee, „eine nationalistisch-reaktionäre Regierung“ an der Wolga gründete.<sup>2</sup> Es handelt sich um die Reaktion Bachs auf den Kongress der Wolgadeutschen, der Ende April in Saratov stattfand und zu dem 368 Bevollmächtigte mit Beglaubigungsschreiben ihrer Dörfer angereist waren.<sup>3</sup> Die Delegierten waren vom so genannten Zwolferausschuss<sup>4</sup> geladen, was den Sarkasmus F. Bachs auslöste, obwohl der Kongress beschlossen hatte, das Zwolferkomitee zu erweitern. Jeder Kreis (Volost') des Wolgagebietes sollte einen ständigen Vertreter im Komitee haben, der zu den Hauptsitzungen dieses Gremiums geladen werden sollte. Das Zentralkomitee, das als Exekutive die Beschlüsse des Kongresses auszuführen und einen neuen Kongress einzuberufen hatte, wurde „Zentral-Komitee der Wolgadeutschen“ genannt.

Nach 1917 ruft Bach seine Mitbürger immer wieder auf, sich tatkräftig am Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung zu beteiligen. Die Aufgaben des Dichters im sozialistischen Aufbau hat er unter anderem in seinem Sonett „Lasst uns, Genossen, Monumente dichten“ dargestellt. Er soll es unter dem „unmittelbaren Eindruck des Referats von Maxim Gorki auf dem 1. Unionskongress der Sovetschriftsteller geschrieben haben, vgl.:

Den Helden , die getreulich ihren Pflichten,  
in unsern Werken und auf unsern Auen  
im Wettbewerb die neue Welt erbauen,  
lasst uns, Genossen, Monumente dichten,  
an denen Millionen sich erbauen,  
in denen sie die bessren Muster schauen,  
nach denen sie in ihrem Tun sich richten!<sup>5</sup>

Bach übersetzte aus dem Russischen auch das pathetische Gedicht „An die Völker der Erde“, dessen lodernde Appelle „die Verdammten dieser Erde zur letzten entscheidenden Schlacht“ aufrufen, vgl.:

Was träumt ihr und saumt ihr so lange, solange?  
Was bleibt ihr noch fern der entscheidenden Schlacht?  
Was seht ihr auf uns noch so trüb und so bange,  
Da doch schon Aurora dem Freiheitsland lacht?  
/.../ O hört doch den Ruf aus dem russischen Lande,  
Die Stimme der Freiheit, die längst schon erwacht!  
Zersprengt, o ihr Brüder, die stählernen Bande  
Und stürmt in die letzte entscheidende Schlacht!<sup>6</sup>

Auch im Gedicht „Erkenntnis“ ruft er alle Bauern(!) „auf dem Erdenballe“ zur Solidarität auf.<sup>1</sup> Bachs Schaffen wird von antireligioser Satire dominiert. In seiner atheistischen

<sup>1</sup> BACH, F., zit. nach Wagner, D., S. 96.

<sup>2</sup> WAGNER, D., S. 96.

<sup>3</sup> KORN, R., 2015, S. 220.

<sup>4</sup> Die Wolgadeutschen nannten das Gremium „Zwolferkomitee“.

<sup>5</sup> BACH, F., zit nach Wagner, D., S. 99.

<sup>6</sup> FRANK, A., 1923.

Agitationslyrik beruft er sich ständig auf die Bibel, aber „er kann nur denunzieren, neue Formen findet er nicht“.<sup>2</sup> Seine Haltung zur Religion und Kirche wird immer abschätziger, seine Ironie auf „Gott den Herrn“ immer beißender. So heißt es in dem 1917 verfassten und mit dem „Psalm 151“ eingeleiteten Gedicht:

Alles, was Odem hat, lobe den Herrn,  
hilft er doch immer den Reichen so gern,  
steht er doch immer den Armen so fern –  
alles, was Odem hat, lobe den Herrn.<sup>3</sup>

Der „geschulte“ Seminarist Bach hat sich im Laufe von einigen Jahren zu einem militanten Atheisten entwickelt, der in seinen Parodien auf die Heilige Schrift und in zahlreichen „ketzerischen“ Gedichten mit der Religion gründlich abrechnet. Allein in der ersten Sammlung „sowjetdeutscher Dichtung“, die 1931 in der Ukraine erschien, veröffentlichte Bach sieben Spottgedichte zur „Verächtlichmachung“ der christlichen Religion, nämlich: „Kindliches Lallen“; „Die Schöpfung“; „Die Reue“; „Patriarchen und Propheten lügen mehr als wie sie beten“; „Patriarchenkinder“; „Starker Glaube“; „Der fromme Vater Noah und sein misstratener Sohn Ham“.<sup>4</sup> Die meisten dieser Gedichte leitet der ehemalige Seminarist mit Auszügen aus der Bibel ein, die er als Epigraphe verwendet. Natürlich setzen sich die genannten Gedichte aus „agitatorischen Versen“ zusammen, um mit A. Engel-Braunschmidt zu sprechen.<sup>5</sup> Und was Bach intendieren will, liegt auf der Hand: biblische Geschichte sei Unsinn, denn er nimmt sie wörtlich, wie es die Atheisten in der Regel tun, vgl.:

#### **Kindliches Lallen**

Am ersten Tag schuf Gott das Licht,  
am dritten erst die Lichter –  
fürwahr ein kindisches Gedicht  
von ebensolchem Dichter  
Fürwahr ein kindisches Gedicht  
Das ganze Schöpfungsmärchen.  
Mitsamt dem kindischen Bericht  
Vom ersten Menschenpärchen.<sup>6</sup>

Kennzeichnend ist in dieser Hinsicht auch das große Spottgedicht „Metaphorische Regula de tri“, das Bach unter dem Pseudonym Karl Denk veröffentlicht hat. Hier die ersten fünf Strophen dieses Pamphlets:

Was keine Zung' erklären kann  
Und kein Verstand kann fassen,  
Darüber soll sich jedermann  
Von uns belehren lassen.

Sie können wohnen dort und hier,  
Und zwar an allen Orten  
Und brauchen nicht wie Mensch und Tier  
Zum Ein- und Ausgang Pforten.

Es thront im Siebenhimmelreich  
Ein Gott in drei Personen,  
Doch können alle drei zugleich  
Auch in dem Diesseits wohnen.

Nun kommt das Schönste an den Drei:  
Ein Gott und zwar kein kleiner  
Ist jegliche Person: dabei  
Sind doch die drei nur – einer.

Der erste, der Gott Vater heißt,  
Bereitete den Samen  
Zu Gott dem Sohn und Gott dem Geist,

<sup>1</sup> DENK, K., 1924, Nr. 12.

<sup>2</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1996, S. 56.

<sup>3</sup> BACH, F., 1981, S. 63-64.

<sup>4</sup> SCHELLENBERG, D., S. 47-54.

<sup>5</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1996, S. 56.

<sup>6</sup> BACH, F., 1931, S. 47.

Die doch nicht später kamen.<sup>1</sup>

Mit dem Motiv der Heiligen Dreieinigkeit setzt sich Bach auch im Gedicht „Gründung des Neuen Testaments“ kritisch auseinander.<sup>2</sup> Die meisten seiner gottlosen Schmäherse veröffentlichte er in der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“. Viele davon erschienen unter dem Pseudonym Karl Denk, und zwar: „Schöpfungslieder“, „Starker Glaube“,<sup>3</sup> „Im alten und im neuen Testament“,<sup>4</sup> „Die Schwarze Internationale“,<sup>5</sup> „Gründung des neuen Testaments“,<sup>6</sup> „Christi Geschlechtsregister“,<sup>7</sup> „Hinkende Erklärung“,<sup>8</sup> „Frieden auf Erden“<sup>9</sup> u. a.

Glücklicherweise ließ es F. Bach in seinem Schaffen bei antireligiöser Satire und politischer Propaganda im Sinne des bolschewistischen Regimes nicht bewenden. In seiner Naturlyrik, die er vorwiegend unter dem Pseudonym Al. Frank veröffentlicht hat, kommt immer wieder das Frühlingsmotiv zum Ausdruck, vgl.: „Frühlingsahnung“,<sup>10</sup> „Frühlings Erwachen“,<sup>11</sup> „Frühlingskonzert“. Das gilt auch für das Gedicht „Frühlingsmorgen“, vgl.:

Wie zwitschern schon so lustig Beim ersten Frührotschein Des Frühlings Musikanten Im Garten und im Hain! Sie senden ihre Lieder Ins reine Blau empor, Wo Elfenkinder schweben In munterm, sel'gem Chor	Die streuen Edelsteine Und Blümlein auf das Land Und schmücken immer reicher Sein grünes Festgewand Und gießt auch noch Aurora Darüber all ihr Gold – O junger Frühlingsmorgen, Wie bist du schön und hold! <sup>12</sup>
---	--

In diese Reihe gehört auch das bekannte Gedicht „O sonniger, wonniger Mai!“, vgl.:

#### **O sonniger, wonniger Mai!**

O sonniger, wonniger Mai! Wie schmückst du die Gärten und Haine Wie duften die Blümlein dabei Und lächeln im Tauperlenscheine! O sonniger, wonniger Mai!	O sonniger, wonniger Mai! Wie lässt du die Vögelein singen Und Lockpfeife, Flöt und Schalmei Drum singe ich selber : Juchhei, O sonniger, wonniger Mai!
--	---

O sonniger, wonniger Mai!  
Wem kann es daheim noch gefallen? –  
Ihr Kinder, kommt alle herbei,  
Wir wollen jetzt wandern und wallen  
Und immerfort singen: Juchhei,  
O sonniger, wonniger Mai!<sup>13</sup>

Es wäre natürlich übertrieben, Bachs Naturlyrik als nostalgisches Produkt des neuen Umweltschutz-Bewusstseins zu interpretieren. Aber man kann auch nicht umhin zuzugeben, dass sie erstaunlich aktuell klingt. So heißt es im Gedicht „Die sterbende Birke“:

..... Sie muss sogar bei dunkler Nacht	..... Da lispelt sie in ihrem Leid:
---	--

<sup>1</sup> DENK, K., 1924, Nr. 11.

<sup>2</sup> DENK, K., 1925, S. 571.

<sup>3</sup> Ders., 1924, Nr. 18, S. 555.

<sup>4</sup> Ders., 1925, Nr. 15, S. 477.

<sup>5</sup> Ders., 1925, Nr. 17, S. 539.

<sup>6</sup> Ders., 1925, Nr. 18, S. 571.

<sup>7</sup> Ders., 1925, Nr. 21, S. 669.

<sup>8</sup> Ders., 1925, Nr. 23, S. 736.

<sup>9</sup> Ders., 1925, Nr. 23, S. 761.

<sup>10</sup> FRANK, Al., 1923, Nr. 5, S. 16.

<sup>11</sup> FRANK, Al., 1923, Nr. 6, S. 187.

<sup>12</sup> FRANK, Al., 1924, Nr. 8.

<sup>13</sup> BACH, F., 1923.

Ihr schweres Los beweinen;  
Denn wenn der lichte Tag erwacht;  
Im Moos die Zähren scheinen.

„Dass ich zugrunde gehe,  
Das macht, weil ich zu jeder Zeit  
Allein hier draußen stehe.

„Hier hat mich einst der Sturm geknickt,  
Der Blitz mich hart getroffen –  
Kein Tag kommt mehr, der mich erquickt,  
Lass fahren; herz dein Hoffen.“<sup>1</sup>

Das Gedicht „Auf hohem Bergesgipfel“ ist auf den ersten Blick ein idyllisches Naturbild, vgl.:

Auf hohem Bergesgipfel  
Sitz' ich wohl hundertmal  
Und schaue still hinunter  
Ins malerische Tal.

Durch beide zieht ein Flüsschen  
Gar träumerisch und mild,  
In seinem reinen Spiegel  
Erglänzt Auroras Bild.

Zur Rechten prangt ein Wäldchen  
In Frühlingsherrlichkeit  
Zur Linken eine Wiese  
In buntem Feierkleid.

Es flöten tausend Stimmen  
Im Wald und auf der Wies'  
Das Herz pocht mir so stürmisch.  
Ihm ist so wohl, so süß!<sup>2</sup>

Dem Artikel „Zwei Landschaftsbilder“ zufolge soll das Gedicht auf dem genannten Bergrücken zwischen dem „Birkengraben“ und dem „Sauerloch“ entstanden sein. L.B. will „dieses Stückchen Paradies“ mehrmals „mit Al. Frank“ besucht haben.<sup>3</sup> Dabei seien sie oft von dessen Base begleitet worden, an die er folgende Verse richtete:

„Niemand glaubt mehr, liebe Base,  
An ein ird'sches Paradies,  
Weil noch keiner mit der Nase  
Auf den schönen Garten stieß.

Ich jedoch, ich hab's gefunden:  
Dieses ird'sche Paradies  
Ist das schöne Tal da unten  
Mit dem Walde und der Wies'.<sup>4</sup>

Diese idyllischen Spaziergänge konnten aber nur in F. Bachs Jugendjahren stattgefunden haben, denn zum Zeitpunkt, als das Gedicht entstanden war, waren „diese Herrlichkeiten“ schon „durch die rohen Hände gottesfürchtiger Menschen vernichtet. Ohne Not wurde ein Teil der Wälder nach dem andern ausgehauen“. Und L.B. zeichnet nun ein ganz anderes Bild:

/.../ die einst so paradiesische Gegend liegt jetzt öde und kahl da, und die heiße Sonne brennt ihr den Busen trocken. Die Umgegend des Dorfes G. mit all seinen ‚Ecken‘ versandet immer mehr, und der Große Karaman trocknet bei heißen Sommern fast aus, nicht zu reden von den vielen Quellen, die schon längst versiegt sind. So hat man das Land in eine wahre Wüste verwandelt, auf der kein Baum und kein Strauch zu sehen sind.<sup>5</sup>

Dem Gedicht „Adonisröschens Ursprung“ legt Bach eine „alte Sage“ zugrunde, wobei er aus unserer Sicht etwas daneben gegriffen hat: Der auf der Jagd von einem Eber getötete jugendlich-schöne Adonis wird bei ihm zum Geliebten der Venus. Aphrodite wäre da natürlich logischer, vgl.:

---

<sup>1</sup> FRANK, Al., 1923, Nr. 13-14.

<sup>2</sup> FRANK, Al., 1923, S. 315.

<sup>3</sup> L.B., 1924, S. 39. Für wen dieses Namenskürzel steht, konnte leider nicht entschlüsselt werden. Als ein Pseudonym von F. Bach ist es nicht verzeichnet. Trotzdem kann man nicht ausschließen, dass der Artikel aus seiner Feder stammt, da ja L. B. behauptet, der Verfasser, A. Frank (Pseudonym von F. Bach!), sei sein Freund gewesen. Das Dorf, bei dem sich „dieses Stückchen Paradies“ befand, wird ebenfalls lediglich mit einem Kürzel angedeutet, nämlich „G“.

<sup>4</sup> L.B., 1924, S. 40.

<sup>5</sup> L.B., 1924, wie Anm. 4.



„Adonis, du reizendste Menschengestalt!  
Du lieblichster Jüngling auf Erden!  
Du jagst ja so lange, so lange im Wald,  
Wo Eber und Wölfe im Hinterhalt!  
Dein kostbares Leben gefährden!“...

„Adonis, Adonis, mein kostbares Gut,  
Mein Leben, mein Alles getötet!..  
Ein Eber, ein Eber in rasender Wut  
Zerriss seine Adern, dass ringsum sein Blut  
Wie Purpur den Erdboden rötet!“...

Und da er nicht heimkommt, eilt Venus zum Wald...  
Sie sucht den Geliebten mit Schmerzen –  
Und plötzlich erblickt sie die süße Gestalt  
Am Boden so bleich und so blutig und kalt –  
Das Leben erstarrt ihr im Herzen.

Und über dem toten Geliebten vergießt  
Die Göttin unzählige Zähren  
Und wo zu dem Blut eine Zähre noch fließt,  
Ein liebliches blutrotes Röslein entspringt  
Dem toten Adonis zu Ehren.

Drum wird auch solch Röslein in jeglichem Land  
Adonis zum ew'gen Gedenken  
Nach seinem holdseligen Namen genannt  
Und gerne gepflückt von der Liebenden Hand  
Dem Liebsten und Schönsten zu schenken.<sup>1</sup>

Ein flammender bol'sevistischer Agitator entpuppt sich hier als feinfühligster Lyriker. Er hatte es drauf!

Seine mit präzisen Strichen in komprimierter und prägnanter Form gezeichneten verbalen Porträts, die von der Form her treffende Epigramme sind, hat Bach im Zyklus „Aus meiner Bildergalerie“ zusammengefasst und unter dem Pseudonym Hans Sachs jr. in der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ veröffentlicht. Es ist ihm gelungen, mit diesen lakonischen Sinngedichten die äußeren Erscheinungsbilder mit Charakterdarstellungen einfallsreich zu verbinden, vgl.:

Er ist als Riese von Statur  
Desgleichen auch von Wissen  
Auf unsrer weiten, breiten Flur,  
Der kommunistischen Kultur  
Zu wirken stets beflissen;  
Nur liebt er nicht zu schreiben  
Und lässt es deshalb bleiben.

Nicht allein nach der Statur,  
Nicht nach seinem Namen bloß,  
Nicht in einem Fache nur,  
Nein, in allem ist er groß.  
Eins nur wird an ihm beklagt,  
Wenn man nach Gebrechen fragt:  
Dass sein krankes Herz ihn plagt.

Dieser ist zwar klein von Wuchs,  
Aber ein gar schlauer Fuchs,  
Nein, ein kluger, braver Kunde,  
Wie man selten einen hat;  
Deshalb liebt ihn Dorf und Stadt,  
Jung und alt aus Herzensgrunde.<sup>2</sup>

F. Bach war zweifellos mit der deutschen Literaturgeschichte vertraut. Das lassen schon einige seiner Pseudonyme erkennen. Und die poetischen Bauelemente seiner Epigramme, nämlich die Erwartung (Spannungserregung) und der darauf folgende Aufschluss (Lösung) erinnern an die Sinngedichte von G. E. Lessing. Diese Vermutung erhärtet die Parallele von Bachs „Der ‚gute‘ Hinz und ‚kluge‘ Kunz“ zum Sinngedicht „Hinz und Kunz“ von G. E. Lessing.

Bedauerlicherweise nennt Bach oft die von ihm skizzierten Personen nicht bei ihren Namen. Und wer diese heute identifizieren will, ist häufig auf Vermutungen angewiesen. So lässt das nachstehend zitierte Epigramm vermuten, dass es sich um Prof. Emil Meyer handelt, vgl.:

Ein tüchtiger, gelehrter Greis,  
Der uns von der Natur,

<sup>1</sup> FRANK, Al., 1924.

<sup>2</sup> SACHS, H., jr., 1925, Nr. 11.

Von Wiese, Wald und Flur  
Gar vieles zu erzählen weiß,  
Was uns viel Nutzen bringt,  
Weil Poesie drin klingt.<sup>1</sup>

Für die lesenden Zeitgenossen Bachs waren wohl „Identifikationen“ dieser Art kein großes Problem. Leider wurden gerade solche Zeitgenossen in erster Linie ausgelöscht. Außerdem führten die bol'shevistischen Säuberungen, Deportationen und die Schweigezeit nach dem Krieg, als die Archive der Wolgadeutschen in erster Linie für die Betroffenen selbst geschlossen waren, dazu, dass die natürliche Kontinuität bei der Überlieferung des Kulturerbes der Wolgadeutschen – der Kontinuitätsgrundsatz, um mit den Juristen zu sprechen –, gewaltsam unterbrochen wurde. Es ist wohl daher kaum anzunehmen, dass die in Sinngedichten Bachs mit literarischen Mitteln angedeuteten Personen von Zeitgenossen noch identifiziert werden können.

F. Bach schrieb auch einige Fabeln, die er unter dem Pseudonym Hans Sachs jr. vorwiegend in der Zeitschrift „Unsere Wirtschaft“ veröffentlichte,<sup>2</sup> und übersetzte russische Volkslieder, vgl.:

Könnt ich, arme Weide,  
bei dem Ahorn stehen...  
Doch kann nicht die Weide  
Schützen ihre Zweige,  
einsam muss die Waise  
lebenslang sich neigen.<sup>3</sup>

Um die Darstellung der Lyrik von Bach abzurunden, führe ich hier zwei seiner bekannten Gedichte an, die 1928 im „Wolgadeutschen Schulblatt“ nebeneinander veröffentlicht worden sind und die Vorstellung von seinem poetischen Schaffen ergänzen sollen.

#### **Das ist vielleicht modern**

Du sahst ihn doch vorübergehen,  
Den jungen, stolzen Herrn,  
Und schnippisch auf uns beide sehen?  
- Das ist vielleicht modern.  
Dem stolzen Burschen liegt das Grüßen  
Wie auch das danken fern;  
Er scharrt nur manchmal mit den Füßen.  
- Das ist vielleicht modern.  
Ich hörte ihn schon paar Mal schlurven, (schlürfen)  
- Er trinkt den Tee so gern –  
Doch klang's wahrhaftig nicht wie Harfen  
- Das ist vielleicht modern.  
Im ganzen glänzt er durch Manieren  
Nicht gerade wie ein Stern;  
Er gleicht vielmehr gewissen Tieren.  
- Das ist vielleicht modern.

#### **Halbschlummer**

Winterabend. Zeitig trieb  
Mich der Schneesturm heut' nach Hause...  
Mag er toben! Doppelt lieb  
Ist dafür mir meine Klause.  
Bei der Lampe sanftem Schein,  
Bei der Wanduhr trägem Ticken  
Nicke ich am Ofen ein  
Doch mich weckt sogleich mein Nicken.

<sup>1</sup> SACHS, H. jr., 1926, Nr. 34.

<sup>2</sup> *Der Igel und die Schlange*, 1923, Nr. 2, S. 58; *Die Nachtigall und der Pfau*, 1924, Nr. 11, S. 297; *Der Spatz und die Krähe*, 1924, Nr. 24, S. 15.

<sup>3</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., S. 232.

/.../.

Also nick' und träum' ich mild,  
Vor dem Schneesturm wohl behütet,  
Der da draußen rauh und wild  
Wie ein böser Luftgeist wütet.<sup>1</sup>

A. Engel-Braunschmidt attestiert den Versen von Bach „trotz aller Schnoddrigkeit“ doch „sprachliches Fachwissen“: „Die Häme wird männlich-kräftig vorgebracht, die Hiebe sitzen.“<sup>2</sup> W. Schneider, der als Beispiel das Gedicht „Patriarchenkinder“ zitiert, charakterisiert Bachs Lyrik wie folgt:

Die Verse solcher Gedichte sind glatt und klappend, ihre Sprache ist die schnoddrige redensartige Umgangssprache. Es wird schwer zu entscheiden sein, ob dieser bänkelsängerische Ton bei Bach und Flut auf Erinnerungen an gewisse Gedichte der deutschen Anakreontik und Aufklärungsdichtung zurückgeht, oder ob Einfluss der revolutionären russischen Agitations- und Gebrauchlyrik vorliegt, wie sie etwa Demjan Bednyj vertritt. Vielleicht hat beides zusammen gewirkt.<sup>3</sup>

Vielleicht. Jedenfalls verfügte Bach zweifellos über eine gewisse Vorbildung auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte. Für W. Ekkert ist er (neben G. Luft) „Begründer und Schrittmacher“ der sovjetdeutschen Literatur.<sup>4</sup> Und D. Wagner bezeichnet ihn als „ersten proletarischen Dichter der Russlanddeutschen“ sowie „ersten sozialistischen Schriftsteller der Sowjetdeutschen“, der vom „Enthusiasmus der ersten Planjahrfünfte“ ergriffen wurde und den „sozialistischen Aufbau“ in zahlreichen Gedichten glorifizierte.<sup>5</sup> Das kann man sicherlich nicht abstreiten. Es muss aber auch hinzugefügt werden, dass er den terroristischen Zwang der bol'sheviki und die dadurch verursachten Hungerkatastrophen, denen Hunderttausende Wolgadeutsche zum Opfer gefallen sind, nicht thematisiert hat. Zumindest solange er selbst nicht hinter Schloss und Riegel gekommen ist.

### 6.3. Die Erleuchtung

Dem Beitrag von Durow-Wasemüller ist zu entnehmen, dass Pater G. Beratz, indem er den Vater von F. Bach auf dessen Sterbebett beruhigte, gesagt haben soll: „Verstand schafft Leiden. Franz ist ein großer Sünder, aber als gebildeter Mann wird er seine Schuld selbst bekennen.“<sup>6</sup> Aber ist das auch geschehen? Ob Bach seine Ansichten wenigstens in bol'shevistischen Gefängnissen und Lagern revidiert hatte, wurde bis vor kurzem verschwiegen. Vor allem seinem Neffen, Prof. W. E. Durow-Wasemüller, ist es daher zu verdanken, dass wir heute darüber mehr wissen. So ist dem Aufsatz von Durow-Wasemüller zu entnehmen, dass F. Bach seiner Mutter aus dem Engelser Gefängnis schrieb:

Liebe Mama, ich will niemals mehr Gedichte aufrührerischen Charakters schreiben. Im gegebenen Moment verbessere ich meine fünf Lehrbücher, welche mir die Helenendorfer Internationale Mittelschule mit Bemerkungen geschickt hat.<sup>7</sup>

Durow-Wasemüller erinnert sich daran, dass sein „Franzonkel“ im Engelser Gefängnis russische Bürgerkriegslieder ins Deutsche übersetzte und zitiert auch einige dieser Verse:

... sah ins Mädchenauge tief:  
... Schreib mir einen lieben Brief!“

<sup>1</sup> BACH, F., 1928.

<sup>2</sup> ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., 1986, S. 66-67.

<sup>3</sup> SCHNEIDER, W., 1936, S. 112-113.

<sup>4</sup> EKKERT, W., 1986, S. 269.

<sup>5</sup> WAGNER, D., S. 98.

<sup>6</sup> DUROW-WASENMÜLLER; W.R., 2000, S. 238.

<sup>7</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 232.

„Sag, wohin soll ich dir schreiben,  
weiß nicht, wo du, Bruder, bleibst.“  
„Schreib nur, liebes Gretchen schreibe,  
einerlei, wohin du schreibst.“<sup>1</sup>

Auch das damals populäre „Lied des alten Kapitäns“, eine Nachdichtung der Verse von Lebedev-Kumač, schickte Bach seiner Mutter aus dem Engelser Gefängnis, vgl.:

...Zehnmahl war's mit ihm fast aus  
in dem wilden Meergebraus,  
doch er kehrte immer ganz gesund nach Haus.  
    Wenn auch braust das wilde Meer  
    und das Schiff schwankt hin und her,  
    gibt es für ihn weder Angst noch Bange mehr.  
Kehren wir dann bald zurück,  
singen dann zu Hause mit:  
Kapitän, Kapitän, sei nicht traurig!  
Nur den Kühnen unterwerfen sich die Seen!<sup>2</sup>

Im Sommer 1938 wurde F. Bach aus dem Engelser Gefängnis nach Kazachstan versetzt, obwohl er nicht mehr gehen konnte. Den Briefen, die er aus der Verbannung an seine Mutter geschrieben hat, ist die grundlegende Änderung seiner Einstellung zum eigenen Schaffen zu entnehmen. So schrieb er: „Liebe Mama, ich bete wieder... Wollen wir aufs Neue füreinander beten. Ich flehe um Vergebung, aber ich möchte auch jetzt ums Wort bitten...Den festen Glauben sollten wir nicht in der Unerschütterlichkeit unserer Gesellschaft suchen.“<sup>3</sup> Dem Brief fügte er folgendes Gedicht bei:

Für jeden –ismus singt und bellt  
ein mancher Kerl um gutes Geld.  
Außen harmlos und vertraut,  
aber innen Lug und Trug:  
jedes Wort ein Engelslaut,  
falsch ein jeder Atemzug.  
    In blutigen Kämpfen,  
    titanischem Ringen  
    mit wütenden Feinden  
    und schwarzen Verrätern,  
    mit furchtbarem Elend  
und schrecklichem Hunger  
begannen wir mühsam  
das Land zu bebauen.  
...                   Ringsum in diesem Lande  
                      Ein Ringen auf Leben und Tod.  
                      Ein Ringen so urgewaltig,  
                      dass alles im Grunde erbebt.  
Spatzengesichter,  
Fratzengesichter  
blieben dahinter zurück,  
hässliche Rücken,  
grässliche Tücken  
folgten nicht über die Brück?...  
    Es wogt ein Meer von Menschen,  
    der Sklaven zahllos Heer,  
    ihr Leben und ihr Leiden

<sup>1</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 228. Es handelt sich um ein Rotarmisten-Lied aus der Zeit des Bürgerkrieges

<sup>2</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 242.

<sup>3</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 242.

ist unerträglich schwer.  
Die Sklavenhalter geben uns nicht mal sattsam Brot...  
Sie spannen die Armen und Schwachen ins Joch  
und legen in Fesseln und Ketten,  
und hört man der Elenden Hilferuf noch.,  
dann sucht man sie gnädig ins Kerkerloch  
und im tiefsten Schachte zu betten.<sup>1</sup>

Doch damit nicht genug, die Worte „Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir gebeten“, die zweifelsohne in Anlehnung an Heinrich Heine verfasst worden sind, sollen F. Bach der Ansicht seines Neffen, W. Durow-Wadenmüller, zufolge zu Versen über einen anderen „Götzen“, zu dem ebenfalls inbrünstig gebeten wurde, angeregt haben. Und es spricht nichts dagegen, was diese Annahme in Zweifel setzen könnte, vgl.:

Ungezählte Menschenleben  
Schicktest du schon in den Tod,  
ohne jemals zu erbeben,  
blutbefleckter Idiot!  
    Und die ungezählten Leichen  
    mehren sich von Stund' zu Stund'  
    bei den Morden ohnegleichen,  
    das du schürst, du Höllenhund.  
... Wir bleiben hier rechtlos in Elend und Not,  
dem Tod und Verderben geweiht,  
verhöhnt und misshandelt /.../  
    Und dahinter lauern tückisch  
    Stacheldrähte, Wall und Graben /.../  
Die lästigen Mörder,  
die sterben vielleicht...  
Wir wollen es wünschen und hoffen.<sup>2</sup>

Es bedarf keiner besonderen Vorstellungskraft, um zu erahnen, wen F. Bach mit „blutbefleckter Idiot“ und „Höllenhund“ gemeint hat, und es ist kaum zu glauben, dass die nachstehenden Verse aus der gleichen Feder stammen, vgl.:

Wir sind im Sowetland so frei wie der Aar,  
Der hoch in den Lüften sich wiegt;  
Denn hier ist auf immer und ewig die Schar  
Der blut'gen Tyrannen besiegt,  
Zerrissen die Fesseln, zerbrochen das Joch,  
Verschüttet des Kerkers vermodertes Loch.  
    Vorher noch so rechtlos, in Elend und Not,  
    Dem Tod und Verderben geweiht,  
    Verhöhnt und misshandelt, doch endlich beim Rot  
    Des Großen Oktobers befreit,  
    Betreten wir mutig und freudig die Bahn  
    Zum Gipfel der lichtesten Zukunft hinan. /.../<sup>3</sup>

F. Bachs letzte Verse und Briefe lassen also darauf schließen, dass sich in ihm ein grundsätzlicher Wandel vollzogen hat. Im Abschiedsbrief an seine Mutter schreibt er:

Liebe Mama, verzeih mir großem Sünder, ich will ins ewige Heim im Schlafe gehen, denn „seinen Freunden gibt es der Herr im Schlaf“ (Psalm 127, 2).<sup>4</sup>

Die Prophezeiung des eingangs zitierten Paters Beratz hat sich also erfüllt.

---

<sup>1</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 242-243.

<sup>2</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 243.

<sup>3</sup> FRANK, Al., 1925.

<sup>4</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.R., 2000, S. 243.

#### 6.4. F. Bachs Prosa

F. Bachs Prosa ist weniger bekannt. Er schrieb Erzählungen („Sodom und Gomorra“,<sup>1</sup> „Dem Lichte entgegen“), Humoresken („Das misslungene Maifest“), Skizzen und Reisebeschreibungen („Des Werwolfs Tod“, „Zu Besuch bei den Giganten“), Schwänke („Deiwelskunst“) und Dramen („Die alte Winkelschule im Krähwinkel“), verfasste literaturkritische und literaturwissenschaftliche Beiträge, verzichtete aber auch auf die Kleinformen nicht (Aphorismen, heitere Dialoge, Reimrätsel).<sup>2</sup>

Auch sein Prosawerk setzte F. Bach zum Teil als Mittel bol'sevistischer Propaganda ein. In der Erzählung „Beim alten Dorfphilosophen“ kommt es besonders deutlich zum Ausdruck. Die Frage, ob er für die Kandidatenliste der „zwölf Apostel“ wählen werde, beantwortet Jakob Gerhauser wie folgt:

„Nein, ich stimme nicht mal für die Liste unserer deutschen Sozialisten, sondern für die Liste der Bolschewiken unseres Wahlrayons; mein sehnlichster Wunsch wäre sogar, wenn diese Bolschewiken es dahin brächten, dass die Gründerversammlung schön nach Hause geschickt und die Macht der Sowete, d. h. die Macht der Arbeiter- und Bauernräte aufgestellt würde.“<sup>3</sup>

Da die Erzählung 1923 veröffentlicht wurde, wusste der bol'sevik Bach natürlich, dass die „Sovete“ es haargenau so umgesetzt haben, wie es sich Gerhauser wünschte. Sie schickten die „deutschen Sozialisten schön nach Hause“. Dass später nicht nur die „Sozialisten“, sondern auch die „Bolschewisten“, Bach selbst miteinbezogen, nicht nach Hause, sondern „schön“ hinter Stacheldraht geschickt werden, konnte er noch nicht ahnen.

Das erzählte Geschehen des Textes bezieht sich auf die Zeitspanne zwischen der Februarrevolution von 1917 und der Errichtung der bol'sevistischen Diktatur, als die demokratisch gewählte Vertretung der Wolgadeutschen („die zwölf Apostel“) systematisch zurückgedrängt wurde. Und es fällt auf, dass der bol'sevik Bach im Jahre 1923 immer noch gegen die „zwölf Apostel“ wettet, vgl.:

Der alte Philosoph versetzte: „Nun, davon darf man ja gar nicht reden, wenn man sich nicht unnötig erhitzen will. So ein dicker Herr und auch so ein Lohnsänger<sup>4</sup> ist mit einem Kerl zu vergleichen, der rechts und links saftige Ohrfeigen auswischt und dabei spricht: „Ich liebe dich von ganzem Herzen und will dich glücklich machen; darum trakriere ich dich so liebevoll.“<sup>5</sup>

Das Leben und Schaffen des hier erwähnten A. Lonsinger ist bereits erörtert worden. Und was F. Schmidt betrifft, so ist bekannt, dass er sich nicht nur als Geschäftsmann, sondern auch durch seine karitative Tätigkeit einen Namen gemacht hat. So unterstützte er finanziell die „Saratower Deutsche Zeitung“, die es ihm zu verdanken hatte, dass sie ihre Auflage 1915-1919 steigern konnte.<sup>6</sup> Das Handelshaus „Gebrüder Schmidt“ förderte außerdem den Bau der evangelischen St. Marien-Kirche in Saratov. Nach der Machtergreifung durch die Bol'seviki wurde F. Schmidt von Kontributionen nicht verschont. Nach ihm wurde gesucht, und er musste sich in Sicherheit bringen.<sup>7</sup> (Aber die bolschewistischen Gewaltmaßnahmen finden im Schaffen F. Bachs, das zunehmend von antireligiöser Satire und politischer Agitationslyrik gekennzeichnet wird, natürlich keinen Niederschlag.

Die schablonenhafte Erzählung „Dem Licht entgegen“ von Bach ist von propagandistischen Klischees und ideologischer Schwarzweißmalerei geprägt: Den bösen

---

<sup>1</sup> Die falsche Schreibweise „Gomorra“ wird hier beibehalten.

<sup>2</sup> WAGNER, D., S. 99.

<sup>3</sup> WOLF, A., S. 428.

<sup>4</sup> Gemeint sind Friedrich Schmidt und August Lonsinger.

<sup>5</sup> WOLF, A., S. 428.

<sup>6</sup> EISFELD, A., S. 30.

<sup>7</sup> EISFELD, A., wie Anm. 1.

reichen Ausbeutern und Geistlichen stehen die armen, aber guten und entrechteten Bauern gegenüber. Als Protagonistin fungiert Julie Ernst, ein Bauernmädchen, das unter dem Einfluss des Lehrers Werner mit der katholischen Kirche bricht und sich sogar mit der eigenen Mutter zerwirft, die sie an einen reichen Bauernsohn verheiraten will.

Der Titel der Erzählung geht wohl darauf zurück, dass Julie nach Wissen strebt, aus diesem Grunde das Heimatdorf verlässt, nach Saratov geht und dort zunächst in einem Militärspital arbeitet.

Die Erzählung „Sodom und Gomorra“<sup>1</sup> hat autobiographische Züge. Der Protagonist, Hauslehrer Paul Werner, ist wie seinerzeit Bach selbst, aus dem Priesterseminar religiös geworden. Und da Bach diesen „Rausschmiss“ aus dem Seminar auf Werners Auseinandersetzungen mit dem „geistlichen Herrn Professor Dr. der Theologie“ zurückgeführt, kommt der persönliche Bezug noch deutlicher zum Ausdruck, vgl.:

**Werner:** Aber warum erhalten denn die katholischen Laien keinen konsekrierten Wein mehr bei der Kommunion? Was früher heilig und gut war, müsste doch auch jetzt noch heilig und gut sein.“

**Theologe:** Indem den Laien der konsekrierte Wein, das wahre Blut Christi, unseres Herrn und Heilandes, vorenthalten wird, wird einer etwaigen Verunehrung dieses allerheiligsten Gutes vorgebeugt. Übrigens enthält ja die heilige Hostie als das allerheiligste Fleisch Christi, unseres Herrn und Heilandes, wie auch das natürliche Fleisch schon Blut, so dass der konsekrierte Wein, alias Christi Blut, eigentlich überflüssig ist.“

**Werner:** Wenn ich mich mit diesem Bescheid einverstanden erklärte, müsste ich urteilen: Alles Gesagte kann ebenso für die Geistlichen wie für die Laien Geltung haben.“

**Theologe:** Setzen Sie sich, Ketzer, der sie sind!

Ein andermal.

**Werner:** Warum muss denn aber für die Erlaubnis der Eheschließung bei Verwandten gezahlt werden? Wenn die Ehe unter Verwandten eine Sünde ist, so dürfte sie doch nicht mit Geld gutzumachen sein; sind wir doch früher gelehrt worden, man könne bei Gott auch die kleinste Sünde mit allen Gütern der Welt nicht gut machen.

**Theologe:** Wenn die Ehe verwandter Personen einmal erlaubt ist, ist sie keine Sünde mehr, und die Zahlung muss für die Erlaubnis geleistet werden, damit kein Missbrauch damit getrieben und die Ehe unter Verwandten seltener vollzogen wird.

**Werner:** In solchem Fall besteht das Hindernis nur für die Armen, die Reichen haben dabei leicht heiraten, wie oder wen sie wollen.

**Theologe:** Setzen Sie sich und bleiben Sie mir künftighin mit solchen ketzerischen Ideen fern, wenn die Folgen nicht äußerst schlimm werden sollen!.<sup>2</sup>

Wie nicht schwer zu erraten ist, ließen diese „schlimmen Folgen“ nicht lange auf sich warten. Werner ist danach gezwungen, seine Brötchen auf dem Landgut des deutschen Gutsbesitzers Hörner in Südrussland zu verdienen, wo er, wie F. Bach seinerzeit in seiner Heimat, Augenzeuge „unerhörter Ausbeutung der armen Bauern und Landarbeiter“ und der moralischen Verkommenheit der Gutsbesitzer-Familie wird.<sup>3</sup>

Werner macht hier die Bekanntschaft des Russen Grigori, der, beim genannten Gutsbesitzer als „Maschinist und Schlosser, nebst dem auch als halber Tischler“ dient.<sup>4</sup> Werner wird von dem klassenbewussten Grigori in die Verhältnisse vor Ort eingeführt, vgl.:

Ich kenne die Deutschen an der Wolga nicht. Es ist möglich, dass sie im großen und ganzen weicher sind als die hiesigen. Aber hier hat man auch ärmere Leute, die Kleinhäusler und andere, die nicht so grob, so stolz und übermutig sind wie die steinreichen Protzen. Solche wird es wohl auch bei Ihnen geben.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Die Schreibweise F. Bachs wird hier beibehalten.

<sup>2</sup> WAGNER, H., 1925, S. 94.

<sup>3</sup> WAGNER, D., S. 94.

<sup>4</sup> Als F. Bach selbst bei einem Gutsbesitzer als Hauslehrer diente, lernte er seinerseits den russischen Fabrikarbeiter Grigori kennen, der „wegen revolutionärer Tätigkeit verfolgt“, auf dem Land vorübergehend als Schmied arbeitete. Es versteht sich von selbst, dass Grigori den jungen Lehrer entsprechend beeinflusste. Die Betonung der führenden Rolle des „russischen Proletariats“ im revolutionären Kampf mit den „Ausbeutern“ ist eines der obligatorischen Leitmotive der Sovetliteratur.

<sup>5</sup> WAGNER, H., 1925, S. 507.

Werners „Klassenbewusstsein“ kommt in der Erzählung dadurch zum Ausdruck, dass er sich für die russischen Landarbeiter auf dem Landgut einsetzt, die der Gutsbesitzer als „liddriga Kazapa“ bezeichnet und auch betrügt. Das führt dazu, dass Werner das Gut bei Nacht und Nebel verlassen muss.

Bach verfasste darüber hinaus einige „Stücke für das Theater“. R. Keil schätzt sie aber nicht allzu hoch ein: „Er lieferte plumpe und primitive Stücke über Kirche und Religion“.<sup>1</sup> Eines dieser „Stücke“ heißt „Die alte Winkelschule in Krähwinkel“.<sup>2</sup> Es ist ein Lustspiel, das sich die Menschen gern angesehen haben sollen, wie W.E. Durow-Wasenmüller anhand einer Aufführung in seinem Heimatdorf Mühlberg behauptet, was natürlich in Bezug auf die künstlerische Qualität des Werkchens nicht viel aussagt. Zum Vorbild für das Stück wählte Bach die alte Gemeindeschule in der Kolonie Graf, „in der oft ein paar Dutzend Schüler in einem Klassenzimmer versammelt waren und vom Schulmeister mit Hilfe eines Rohrstocks unterrichtet wurden“.<sup>3</sup> Das Publikum im Saal soll gerast haben, wenn der Schulmeister auf dem Podium seine Schüler zur Disziplin anhielt. Das Lustspiel wurde offensichtlich lediglich von Laien aufgeführt.

In den wolgadeutschen Dörfern waren auch Bachs zahlreiche methodische Arbeiten für den muttersprachlichen Deutschunterricht bekannt. Er verfasste sogar einige Lehrbücher. Einen guten Ruf hatten seine Fibeln, die er selbst liebevoll illustrierte. Auch sein Lesebuch für die wolgadeutschen Kinder „Lerne lesen!“, das in Moskau gedruckt worden war, erlebte fünf Auflagen.

## 6.7. Schlussbemerkungen

**F. v. Wahlberg** war für P. Sinner „der größte Dichter der Wolgakolonien, der einzige einstweilen, der sich seinen Namen in der großen Literatur errungen hat“.<sup>4</sup> Man kann auch J. Warkentrin beipflichten, der sich mit unbegründeten Lobhudeleien immer zurückgehalten hat, der aber in Bezug auf Wahlberg bemerkt, dass dieser sich schließlich „zu einem der namhaftesten Vertreter der russlanddeutschen Literatur hocharbeitete“. Außerdem liegt J. Warkentin mit seinem Hinweis darauf, dass Wahlberg „kein Zugereister, kein Interessierter auf Zeit“ gewesen sei und dass „sein ganzes Denken und Fühlen im wolgadeutschen Boden“ gewurzelt habe,<sup>5</sup> zweifelsohne richtig.

F. v. Wahlbergh wurde an der Wolga geboren und wuchs unter Wolgadeutschen auf. Sein Vater, Karl Friedrich Wahlberg, war lutherischer Pastor in Katharinenstadt, seine Mutter, geb. Anna Dorothea Elisabeth Buck, war Tochter eines eingewanderten Pastors. Wahlbergs ältester Bruder, Karl Erich Wahlberg, war ebenfalls sein Leben lang lutherischer Pastor in der Kolonie Gnadenflur. Wahlbergs Muttersprache war Deutsch, was er immer wieder betonte.

Die wichtigsten deutschen Romane von F. v. Wahlberg, die er selbst als Erzählungen bezeichnete, „Christian Bode“ (1910); „Die Mennoniten“ (1912), „Die Mordinsel“ (1914), „Laili Siltaneh“ (1919) fielen dem Rotstift der russischen Zensur zum Opfer und durften in Russland in Buchform nicht herausgegeben werden. Sie erschienen daher allesamt in Deutschland. Die Skepsis A. Engel-Braunschmidts, die bezweifelt, dass diese Werke „eine größere Zahl russlanddeutscher Leser überhaupt zur Kenntnis nehmen konnte“,<sup>6</sup> ist daher durchaus berechtigt. Insbesondere wenn man berücksichtigt, dass Wahlbergs Romane in der Sowjetzeit als „provinzielle“ und „pfäffisch-kulakische“ abgestempelt worden sind.

---

<sup>1</sup> KEIL, R., 1982/84, *Literatur...* S. 64.

<sup>2</sup> SACHS, H. jr., 1923, Nr. 17-20.

<sup>3</sup> DUROW-WASENMÜLLER, W.E., 1997/98, S. 243.

<sup>4</sup> SINNER, P., 1956, S. 156.

<sup>5</sup> WARKENTIN, J., S.64.

<sup>6</sup> ENGEL-BRAUNSCHMIDT, A., 1993, S. 64.



Nichtsdestoweniger kannte man seine Werke an der Wolga. Er selbst schreibt in seiner „Beichte“, dass er „Die Geburt der Heimatliebe bei den Bewohnern der Wolgasteppe“ für das von J. Brendel und P. Sinner geplante „Jahrbuch zum 150jährigen Jubiläum der Wolgakolonien (1764-1914)“ schrieb, vgl.:

Da indes der Krieg das Erscheinen des Jahrbuches unmöglich machte und der Sammelband nicht erscheinen konnte, wurde das Märchen in der „Deutschen Volkszeitung“ abgedruckt, worüber mir Herr P. Sinner in einem Brief vom 5. März 1915 Mitteilung machte.

Und, was in diesem Zusammenhang noch wichtiger ist, er merkt an:

Das war mir nun auch sehr lieb, weil die „Deutsche Volkszeitung“, das Organ der Wolgadeutschen, ihren Lesern bereits meine Erzählungen vermittelt hatte. Durch sie waren meine schlichten Arbeiten, die kindlichen Liebesgaben eines Sohnes der Steppe dem Volk, in dessen Mitte er das Licht der Welt erblickt hatte, nahe gebracht worden.<sup>1</sup>

Dass die Werke von Wahlberg in der „Deutschen Volkszeitung“, und zwar in der literarischen Beilage dieser Zeitung „Hausfreund“ „vorkamen“, betont auch W. Ekkert.<sup>2</sup>

Wahlberg wurde aber nicht nur an der Wolga, sondern auch in anderen angestammten Siedlungsgebieten der Russlanddeutschen gelesen.<sup>3</sup> Auszüge aus seinen Werken erschienen vor dem Zweiten Weltkrieg in wolgadeutschen Presse-Organen in Deutschland.<sup>4</sup> In jüngster Zeit wandten sich dem Schaffen von F. v. Wahlberg einige Literaturwissenschaftler der Bundesrepublik zu.

F. v. Wahlberg kann man nicht unter H. v. Heiseler und R. v. Walter einreihen und dem „städtischen Russlanddeutschtum vor allem in Petersburg, ohne Beziehung zur russlanddeutschen Landbevölkerung“ zuordnen, wie es A. Ritter tut.<sup>5</sup> Wahlberg verbrachte zwar den größten Teil seines Lebens in der Hauptstadt Finnlands, das damals zum Russischen Reich gehörte, wo er in hohem Ansehen stand. Er verstand sich aber als Wolgadeutscher, was in seinen deutschen literarischen Werken eindeutig zum Ausdruck kommt, die er seinen Landsleuten als ein wertvolles Erbe hinterließ.

Die Erzählungen von E. v. Liphart, die sie in ihrem Buch „Dorfgeschichten“ zusammengefasst und 1924 in Chicago herausgegeben hat, sind eindeutig der wolgadeutschen Literatur zuzuordnen. In der Einführung (zum Geleit), die H. Roemmich der Publikation der Erzählung „Wees Lowis ihre Flickerdecke“ von E. v. Liphart vorausgeschickt hat, schreibt er, dass diese „ansprechende Erzählung den russlanddeutschen Leser in eine Welt führt, in der er sich angesprochen und heimisch fühlt, weil er sie als seine eigene Welt erkennt“. Und das kann man auf alle Erzählungen der „Dorfgeschichten“ von Emmy von Liphart ausdehnen.

A. Lonsinger wird nicht umsonst als „Hauptvertreter der realistischen Richtung unter der alten literarischen Intelligenz“ bezeichnet.<sup>6</sup> Er veröffentlichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den wolgadeutschen Zeitungen und Zeitschriften viele Artikel, Skizzen, Reportagen, Erzählungen sowie Novellen und schrieb auch Gedichte, die 1907-1910 in der „Deutschen Volkszeitung“ publiziert wurden. Sein Roman „Nor net lopper g'gewa“ löste im deutschen Wolgagebiet eine Diskussion über die Pflege und Erhaltung des wolgadeutschen Kulturgutes aus.

Er war Lehrer aus Berufung und verfasste Lehrbücher, von denen einige sogar im Ausland bekannt waren. Unter Lonsingers Leitung wurden in den wolgadeutschen Dörfern

---

<sup>1</sup> WAHLBERG, F., 1923, S. 7-8. Die Zeitungsnummern mit Wahlbergs „Erzählungen“ waren mir nicht zugänglich.

<sup>2</sup> EKKERT, W., 1986, S. 269.

<sup>3</sup> ENGEL-BRAUNSCHEMIDT, A., 1977, S. 141.

<sup>4</sup> WAHLBERG, F. v., 1923; Ders., 1924: Ders., ohne Jahr.

<sup>5</sup> RITTER, A., 1975, S. 48-49.

<sup>6</sup> EKKERT, W., 1986, S. 270.

volkskundliche Untersuchungen vorgenommen, deren Ergebnisse er in einem Manuskript festhielt, das in jüngster Zeit veröffentlicht worden ist.

Bei den Wolgadeutschen stand der Mann in hohem Ansehen. Es war unter anderem bekannt, dass er gegen die bol'sevistischen Gewalt-Methoden protestierte, mit denen unter der Regie der Gruppe E. Reuter in den deutschen Kolonien die Sovetmacht installiert wurde. Diese Vergangenheit hatte ihn dann 1935 eingeholt, als er zum ersten Mal verbannt wurde. Damals durfte er noch einmal in seine Heimat zurückkehren. Die Deportation der Wolgadeutschen im Jahre 1941 verschlug ihn nach Sibirien, wo er 1953 verstarb

A. Emich hat als Literat aus unserer Sicht das Format von F. Wahlberg und A. Lonsinger nicht erreicht. Doch seine journalistische und literarische Tätigkeit, die er bereits vor 1917 begonnen hatte, war für die wolgadeutsche Literatur nicht ohne Bedeutung, obwohl von ihm nach 1930 nichts mehr veröffentlicht wurde.

Den Erinnerungen seiner Tochter, Th. Emich, ist zu entnehmen, dass **A. Emich** mit den namhaften Autoren und Intellektuellen der Wolgarepublik - E. Kufeld, P. Sinner, F. Bach; G. Dinges, A. Lonsinger – freundschaftliche Beziehungen pflegte<sup>1</sup> und schon aus diesem Grunde von der wolgadeutschen Literatur nicht wegzudenken ist.

Fast alle Schriften A. Emichs gingen verloren. Seine in verschiedenen Periodika verstreuten Publikationen sind bisher nicht zusammengetragen und ausgewertet worden. In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wurde erst 1989 sein Gedichtzyklus „Die gefesselte Muse“ veröffentlicht.<sup>2</sup> Es sind Gedichte, die er vorwiegend während seiner Haftzeit in Gefängnissen geschrieben hat und die dann 1997 noch einmal in dem Sammelband der russlanddeutschen Poesie „Die Glocken in der Erde“ mit russischen Übersetzungen erschienen sind.<sup>3</sup>

**Franz Bach** war bei den Wolgadeutschen sehr populär. Seine Gedichte gingen in den 1920er/30er Jahren von Mund zu Mund. Er wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf und wurde nach Beendigung der Gemeindeschule in seinem Heimatdorf Graf an das Priesterseminar in Saratov delegiert, von wo er jedoch wegen Gotteslästerung entlassen wurde. Es folgten die Wanderjahre, in denen er sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlug.

Bach stand während des Ersten Weltkrieges an der türkischen Front, begrüßte die Februarrevolution sowie den bol'sevistischen Oktoberumsturz und trat 1919 der Partei der bol'seviki bei.

Der ehemalige Seminarist entwickelte sich danach zum militanten Atheisten. In der Wolgarepublik galt er als erster „revolutionär-demokratischer Dichter“ (W. Ekkert) und vertrat 1934 – neben G. Sawatzky und A. Saks – die wolgadeutschen Literaten auf dem Ersten Allunionskongress der Sovetschriftsteller. Bach trat auf diesem Kongress mit einer Rede auf und wurde in den Vorstand des Schriftstellerbandes der UdSSR gewählt. Er verfasste Lehrbücher, schrieb Dramen Artikel, Skizzen, Humoresken und vor allem zahlreiche Gedichte.

Als Literat, Journalist und Pädagoge, der aktiv am öffentlichen Leben der Republik teilnahm, befand er sich immer im Zentrum des Geschehens und wurde nicht müde, den „Großen Oktober“ und die Sovetmacht bis zu seiner Verhaftung überschwänglich zu glorifizieren. Erst im bol'sevistischen KZ, wo er 1942 qualvoll verhungert war, vollzog sich in ihm ein tief greifender Wandel

---

<sup>1</sup> ENICH, Th., S. 129, 140, 143, 149, 153, 172, 185.

<sup>2</sup> EMICH, A., 1989.

<sup>3</sup> EMICH, A., 1989.

## L I T E R A T U R V E R Z E I C H N I S

- BACH, F. (1922): Es berstet die alte, vermoderte Welt. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 12, Titelseite.
- BACH, F. (1923): O sonniger, wonniger Mai! In: Beiträge zur Heimatkunde des deutschen Wolgagebietes. Pokrowsk (Kosakenstadt), S. 84.
- BACH, F. (1924): Auf Lenins Tod. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 2, S. 33.
- BACH, F. (1928): Das ist vielleicht modern. Halbschlummer. In: Wolgadeutsches Schulblatt, Nr. 2, S. 200.
- BACH, F. (1931): Kindliches Lallen; Die Schöpfung; Die Reue; Patriarchen und Propheten lügen mehr als wie sie beten; Patriarchenkinder; Starker Glaube; Der fromme Vater Noah und sein missratener Sohn Ham. In: Sammlung sowjetdeutscher Dichtung. Geordnet und eingeleitet von David Schellenberg. Mit einem Vorwort von A. Engel-Braunschmidt. Hildesheim 1990 (= Auslandsdeutsche Literatur der Gegenwart, Bd. 22), S. 47-54.
- BACH, F. (1934): Reč' na Pervom Vsesojuznom s'ezde sovětskich pisatelej. Stenografičeskij otčet (Rede auf dem Ersten Allunionskongress der Sovetschriftsteller. Stenografischer Bericht). Moskau, S. 657-658.
- BACH, F. (1969): Schneeflöckchen, nach BEDNYJ, D., in: „Lenin s nami“ (Lenin mit uns). Alma-Ata.
- BACH, F. (1970): Die Erstürmung von Perekop. In: Hollmann, D. u. a., (Auswahl): Er lebt in jedem Volk. Sowjetdeutsche Poesie und Prosa, dem großen Lenin gewidmet. Moskau, S. 3-4.
- BACH, F. (1981): Schneeflöckchen u.a. Gedichte. In: KONTSCHAK, E./EHRlich, K. (Auswahl) : Anthologie der sowjetdeutschen Literatur. Alma-Ata, Bd1, S. 56-64
- BELGER, H. (2010): Russlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Biografien und Werkübersichten. Erweiterte Neuauflage. Ins Deutsche übersetzt und ergänzt von Erika Voigt und Irina Leinonen. Berlin.
- BÖTTGERR, Chr, u.a. (2000): Lexikon der Russlanddeutschen. Teil I, Zur Geschichte der Kultur. Berlin.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1923): Schöpfungslieder. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 18, S. 538.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1924): Metaphorische Regula de tri. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 11, S. 313.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1924): Erkenntnis. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 12, S. 361.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1924): Eindringliche Lehre. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 16, S. 491..
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1924): Starker Glaube. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 18, S. 555.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1925): Im alten und im neuen Testament, Nr. 15, S. 477.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1925): Die Schwarze Internationale. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 17, S. 539.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1925): Gründung des neuen Testaments. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 18, S. 571.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1925): Christi Geschlechtsregister. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 21, S. 669.
- DENK, K./Pseud.. F. Bach (1925): Hinkende Erklärung, In : Unsere Wirtschaft, Nr. 23, S. 736.
- DENK, K./Pseud. F. Bach (1925): Frieden auf Erden. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 24, S. 761
- DINGES, G. (1923): Über unsere Mundarten. In: Beiträge zur Heimatkunde des deutschen Wolgagebiets. Pokrowsk (Kosakenstadt), S. 60-72.
- DINGES, G. (1925): Zur Erforschung der wolgadeutschen Mundarten. (Ergebnisse und Aufgaben). In: Teuthonista, Nr. 1, S. 299-313.

DINGES, E. (1923): Sprichwörter, Redensarten, Rätsel und Schwänke aus den Wolgakolonien. In: Beiträge zur Heimatkunde des deutschen Wolgagebiets. Pokrowsk (Kosakenstadt), S. 73-75.

DORSCH, H. (1929): Der Ringelruss. In: Dakota Neue Presse, Nr. 38, S. 7.

DUROW-WASENMÜLLER, W.E.\* (1997/1998): Die Bachs von der Wolga und ihre Freunde. In: HB, S. 238-249.

DUROW-WASENMÜLLER, W.R. (2000): Geblieben ist nur, was jeder in seinem Herzen hütet. In: HB, Teil 2, S. 226-245.

EISFELD, A. (1985): Deutsche Kolonien an der Wolga 1917-1919 und das Deutsche Reich. Wiesbaden.

EKKERT, W. (1981): Die Literatur der Russlanddeutschen bis 1917 und der Sowjetdeutschen von 1917 bis 1957. In: Anthologie der sowjetdeutschen Literatur., Alma-Ata, Bd. 1, S. 5-55.

EKKERT, W. (1986): Bis zum Oktober. Zur Geschichte der Literatur der Deutschen in Russland. In: HW, Moskau, Nr. 2, S. 238-280.

EKKERT, W./KÖLN, R. (1981): August Lonsinger. Zum 100. Geburtstag. In: HW, S. 234-245.

EMICH, A. (1925): Deutsches Lesebuch, Teil I. Zum Gebrauch bei Anwendung des Anschauungsunterrichts. Pokrowsk, Nemgosisdat 1925; Teil 2. Zum Gebrauch bei Anwendung der Diskussionsmethode. Ebenda 1926.

EMICH, A. (1997): Adam Emich. In: Die Glocken in der Erde. Sammelband der russlanddeutschen Poesie. Moskau, S. 38-47.

EMICH, Th. (1990): Vaters Schicksal. In: HW, Nr. 1, S. 121-217.

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A. (1977): Russisches und Deutsches bei den Sowjetdeutschen. In: Festschrift für Dietrich Gerhardt aus Anlass des 65. Geburtstages. Herausgegeben von A. Engel-Braunschmidt und A. Schmücker. S. 139-166.

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A. (1986): „Kaiser, Pfaffe und Kulak“. Zur so genannten Pfaffen- und Kulakenliteratur der Russlanddeutschen. In: Kirche im Osten, Göttingen, Bd. 29, S. 38-68.

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A., Hrsg. (1993): Siedlernet und Dorfidyll. Kanonische Texte der Russlanddeutschen. Berlin/Bonn, S. 66-69).

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, A. (1996): Russlanddeutsche Literatur: Konsolidierung und Auflösung. In: Deutsche in Russland, hrsg. von H. Rothe. Köln/Weimar/Wien, Heft 27, S. 49-59.

EPP, K. (1994): Die deutschen Mennonitenkolonien an der Wolga. In: Dahlmann, D./Tuchtenhagen, R. (Hrsg.): Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860-1917. Essen, S. 282-203.

FITTOGEN, G. (1936): Ferdinand von Wahlberg. Der erste deutsche Dichter von der Wolga. In: Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 4, Berlin, S. 5- 7.

FRANK, Al./Pseud. F. Bach (1923): Frühlingsahnung. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 5, S. 16.

FRANK, Al./Pseud. F. Bach (1923): Frühlingserwachen. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 6, S. 187.

FRANK, Al./Pseud. F. Bachs (1923): Frühlingskonzert. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 8, S. 251.

FRANK, Al./Pseud. F. Bachs (1923): Auf hohem Bergesgipfel. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 10, S. 315.

FRANK, Al./Pseud. F. Bachs (1923): Die sterbende Birke. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 13-14, S. 426.

---

\* DUROW-WASENMÜLLER, W.E. und DUROW-WASENMÜLLER, W.R.: Es handelt sich um eine Person. Die unterschiedlich angegebenen Namenskürzel sind dem Original entnommen.

- FRANK, A./Pseud. F. Bachs (1923): An die Völker der Erde. (Übersetzung aus dem Russischen, ohne Angabe des Verfassers). In: Unsere Wirtschaft. Nr. 15-16, S. 473.
- FRANK, Al./Pseud. F. Bachs (1924): Frühlingsmorgen. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 8, S. 235.
- FRANK, Al./Pseud. F. Bachs (1924): Adoniströschens Ursprung. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 24, ohne Seitenangabe.
- FRANK, A. /Pseud. F. Bachs (1925): Oktoberhymne. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 21, S. 666.
- FRÖSCHLE, H. (2006): Nach der Zeit des Schweigens. In: Jahrbuch für internationale Germanistik. Bern; Berlin /u.a./, S. 81-103.
- HERDT, K. (1964): Wann, wie und wo starb Franz Bach? (Aus dem Archiv von Dominik Hollmann).
- ISRAEL, F. (1934): Alter Doktor. Das Bild eines Auslandsdeutschen. In: Erzgebirgischer Volksfreund: mit Schwarzenberger Tageblatt. Nr. 279, S. 4 .
- JORDAN, E.. (1909): Im Schweiß deines Angesichts. In: Deutsche Volkszeitung, Nr.10 vom 01. November (mit Fortsetzungen in Nr. 11-12).
- KEIL, R. (1982/84): Literatur der Wolgadeutschen. Versuch einer Analyse. In: HB, S. 43-68.
- KEIL, R. (1982/84): Literarische Porträts. August Lonsinger. In: HB, S. 69-76.
- KEIL, R. (1982/84): Adam Emich. In: HB, S. 98-97.
- KEIL, R. (1982/84): Literatur der Wolgadeutschen. Versuch einer Analyse. In: HB, S. 43-68.
- KEIL, R. (1982/84): Literarische Porträts. August Lonsinger. In: HB, S. 69-76.
- KINDERMANN, H. (1938): Rufe über die Grenzen. Berlin.
- KLEIN, K.K. (1939): Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland. Binnenrussland. Neu herausgegeben mit einer Bibliographie (1945-1978) von Alexander Ritter 1979. Hildesheim/New York, S. 206-217
- KOL'NIJER./Pseud. A. Lonsingers (1909): Hüben und drüben. Mister Horn's Erlebnisse. In: Deutsche Volkszeitung (1909), Nr.-Nr. 20-37; (1910), Nr.-Nr. 38-44, S. jeweils 1-2.
- KOL'NIJER./Pseud. A. Lonsingers (1912): Briefe. In: Volkszeitung, Nr. 4, S. 2.
- KOL'NIJER/Pseud. A. Lonsingers (1993): Ropp-zopp. In: A. Engel-Braunschmidt (Hrsg.): Siedlernot und Dorfidyll. Kanonische Texte der Russlanddeutschen, S. 79-84.
- KONTSCHAK, E. (1975): Unvergessliche Begegnungen. Alma-Ata.
- KONTSCHAK, E./EHRlich, K. (1981): F. Bach. In: Anthologie der sowjetdeutschen Literatur. Alma-Ata, Bd. 1, S. 56-64
- KORN, R. (2014): Der Weg des Bernhard Ludwig von Platen. Ein wolgadeutsches Itinerar. In: HB, S. 133-158.
- KORN, R. (2015): Der Lohn für die Treue. Geschichte der Wolgadeutschen.. Mit einem Auszug aus dem Roman „Im Wolgaland“ von Josef Ponten. Augsburg.
- LIPHART, E. v. (1924): Dorfgeschichten. Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga. Chikago.
- LIPHART, E. v. (1962): Wees Lowis ihre Flickdecke. (Der ungedruckten Schrift „Dorfgeschichte. Erlebtes und Erschautes aus den Colonien an der Wolga“ entnommen). In: HB, S. 118-126.
- LIPHART, E. v. (1963): Was aus ihm wurde. In: HB, S. 146-149.
- LIPHART, E. v. (1964): Allerhand. (Aus. „Dorfgeschichten. – Erlebtes und Erschautes aus den Kolonien an der Wolga“ von Emmy v. Liphart). In: HB, S. 155-156.
- LÖBSACK, G. (1936): Einsam kämpft das Wolgaland. Ein Bericht aus sieben Jahren Krieg und Revolution. Mit sechs Bildern und drei Karten. Leipzig.
- LONSINGER, A. (1907): Geh' mer weck mit so 'ra Kultur. In: Deutsche Volkszeitung, vom 22. und 25. November 1907 (ohne Nr.- und Seitenangabe), zit. nach Ekkert, W./Köln, R.

- LONSINGER, A. (1908): Mir nix, dir nix. Zit. nach Ekkert, W./Köln, R., in: Deutsche Volkszeitung vom 2. August. (Ohne Nr.- und Seitenangabe).
- LONSINGER, A. (1908): ‚s is alles Öl g’schlag, awer wie? Zit. nach Ekkert, W./Köln, R., in: Deutsche Volkszeitung vom 7. August, ohne Nr.- und Seitenangabe.
- LONSINGER, A. (1908): Vorwärts! Vorwärts! Ein Märchen und doch kein Märchen. In: Deutsche Volkszeitung, Nr. 27, S. 1.
- LONSINGER, A. (1908): Dein wichtigstes Wort. Ein Märchen und doch kein Märchen. In: Deutsche Volkszeitung, Nr. 47, S. 2.
- LONSINGER, A. (1909): Wenigstens wie ’n Minister. Zit. nach Ekkert, W./Köln, R., in: Deutsche Volkszeitung vom 16. Juli, ohne Nr.- und Seitenangabe.
- LONSINGER, A. (1910): Hüben und drüben. In: Deutsche Volkszeitung, Nr. 20-45.
- LONSINGER, A. (1911): Nor net lopper g’gewa! (Nur nicht nachgegeben). Eine Erzählung aus den deutschen Wolgakolonien. Saratow.
- LONSINGER, A., 1. (1914): O teure Heimat. In: Volkszeitung, Nr. 92, S. 1.
- LONSINGER, A. (1914): An die Intelligenz der deutschen Gemeinden des Wolgagebiets. In: Volkszeitung, Nr. 77, ohne Seitenangabe.
- LONSINGER, A. (1915): Philipp Jab. Eine Erzählung aus den Wolgakolonien. In: Volkszeitung, Nr. 2-7.
- LONSINGER, A. (1922): St. Michael und d’r deitscha Michel. In: Der Wolgadeutsche (Beilage), Nr. 16. S. 3-4.
- LONSINGER, A. (1923): O teure Heimat. In: Dinges, G., Hrsg., Beiträge zur Heimatkunde des deutschen Wolgagebietes. Pokrowsk (Kosakenstadt), S. 85.
- LONSINGER, A. (1924): Wandlungen. In: Die Arbeit, Halbmonatsschrift für die deutschen Kolonisten der UdSSR. Moskau, Hefte 18-21.
- LONSINGER, A. (1927): Die Psychologie des Kindes und die Arbeitsschule. In: Wolgadeutsches Schulblatt, Nr. 2, S. 93-99.
- LONSINGER, A. (1927): Die Programme unserer einheitlichen Arbeitsschule. In: Wolgadeutsches Schulblatt, Nr. 10, S. 863-873.
- LONSINGER, A. (1928): Die Hebung der Qualifikation (der Dienstleistung) unserer Aufklärungsarbeiter. In: Wolgadeutsches Schulblatt, Nr. 1, S. 35-39.
- LONSINGER, A. (1929): Anziehendes und Abfälliges in unserer Schule. In: Wolgadeutsches Schulblatt, Nr. 3, S. 283-288.
- LONSINGER, A. (1931): Unser Buch. Für die Werktätigen der Wolgadeutschen Republik zur Erlernung des Deutschen. Engels.
- LONSINGER, A. (1981): Ropp-Zopp. In: HW, Nr. 2, S. 263-269
- LONSINGER, A. (2004): Sachliche Volkskunde der Wolgadeutschen. Göttingen.
- MORITZ, A. (2004): Lexikon der russlanddeutschen Literatur. Essen.
- OSTERTAG, E. (1974): Im Heimatdorf zu Besuch. In: Neues Leben, Nr. 38, S. 7.
- PATAK, A. (1929): Dem Morgenrot entgegen. Ohne Seitenangabe. Zit. nach W. Ekkert, 1981, S. 28.
- RITTER, A. (1975): Sowjetdeutsche Literatur. Patriotische Akklamation und nationale Existenzbeschreibung. In: Zeitschrift für Literatur, hrsg. von Hans Bender, begründet von W. Höllerer und Hans Bender. München, S. 46-74.
- RITTER, A. (1990): Von der sowjetischen Literatur deutscher Sprache zur deutschen Literatur in der Sowjetunion: Die deutschsprachige Gegenwartsliteratur in der UdSSR. In: Die Deutschen und die Völker der Sowjetunion. Akademiebericht. München, Nr. 163, S. 206-258.
- ROEMMICH, H., Zum Geleit. In: HB, 1962, S. 4.
- SCHMIDT, D. (1930): Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Erster Teil. Seit der Einwanderung bis zum imperialistischen Weltkriege. Pokrowsk/Moskau/Charkow.
- SCHNEIDER, W. (1936): Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit. Die Russlanddeutschen. Berlin, S. 112-113.

- SCHNEIDER, W. (1965): Die russlanddeutsche Dichtung von den Anfängen der Siedlung bis 1936. In: HB, Stuttgart, S. 55-71.
- SCHNURR, J., Bearb. (1978): Die Kirchen und das religiöse Leben der Russlanddeutschen. Evangelischer Teil. Stuttgart.
- SIINNER, P. (1924): Ferdinand von Wahlberg. In: Wolgadeutsche Monatshefte, Nr. 21/22, S. 115-116.
- SINNER, P. (1926): Das Volksleben der Wolgadeutschen. In: Das Neue Russland. Berlin, Doppelheft 1/2, S. 7-14.
- SINNER, P. (1956): Die Wolgasteppe. In: HB, S. 155-156.
- STAUB, K. (1908): Graf L.N. Tolstois Leben und Werke. Seine Weltanschauung und ihre Entwicklung. Kempten/München.
- STROM, Fr./Pseud. F. Bach (1924): Dem Licht entgegen. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.
- WAGNER, D. (1974): Franz Bach. In: Zweig eines großen Baumes, Alma-Ata, S. 93-99.
- WAGNER, H./Pseud. F. Bachs (1925): Sodom und Gomorra. (Schreibweise im Original), In: Unsere Wirtschaft. Nr. 15-16, 17, 18, 19, 20, 21, 23, 24.
- WAHLBERG, F. v. (1908): Die sittlichen Weisungen Jesu und die Kulturgemeinschaft der Liebe. Halle a. S.
- WAHLBERG, F. v. (1910): Christian Bode. Erzählung aus den deutschen Kolonien an der Wolgasteppe. Berlin/Leipzig.
- WAHLBERG, F. v. (1911): Die Christgaben des Todes. Wien/Leipzig.
- WAHLBERG, F. v. (1912): Die Mennoniten. Wien/Leipzig.
- WAHLBERG, F. v. (1914). Die Geburt der Heimatliebe unter den Bewohnern der Wolgasteppe. Ein Märchen. Als Handschrift gedruckt. Helsingfors.
- WAHLBERG, F. (1914): Die Mordinsel. Wien/Leipzig.
- WAHLBERG, F. (1919): Laili Sultaneh. Wien/Leipzig
- WAHLBERG, F.v. (1923): Die Beichte meiner Feder. In: Wolgadeutsche Monatshefte, II. Jg., Berlin, Nr. 1-2, S. 8-11.
- WAHLBERG, F. (1924): Der Schneesturm. In: Wolgadeutsche Monatshefte, Nr. 21/22, S. 115-116
- WAHLBERG, F. (ohne Jahr): Wie die Steppe dem Menschen zur Heimat wird; Draußen uf die Steppe; Eine Winterreise durch die Steppe. In: Der Wolgadeutsche im Wolgalande. Berlin, S. 24-42.
- WARKENTIN, J. (1999): Geschichte der russlanddeutschen Literatur aus persönlicher Sicht. Stuttgart.
- WOLF, A./Pseud. F. Bachs (1923): Beim alten Dorfphilosophen. In: Unsere Wirtschaft, Nr. 13-14, S. 426-431.